

# REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

A. Menningen  
Zeichen seines Reiches

Benjamin Pereira  
Der heilige Ort (II)

Engelbert Monnerjahn  
Schönstatt im Urteil des  
Sicherheitsdienstes der SS

Pater Joseph Kentenich  
Konkreter Glaube

Blick in die Zeit  
„Der Mensch der Zukunft“

3. Jahrgang

Heft 1

Januar 1968

K 3412 F

## Inhalt:

A. Menningen	
<b>Zeichen seines Reiches</b>	<b>1</b>
Benjamin Pereira	
<b>Der heilige Ort (II)</b>	<b>10</b>
Engelbert Monnerjahn	
<b>Schönstatt im Urteil des Sicherheitsdienstes der SS</b>	<b>17</b>
Pater Joseph Kentenich	
<b>Konkreter Glaube</b>	<b>27</b>
<b>Blick in die Zeit</b>	
<b>Der Mensch der Zukunft</b>	<b>33</b>
<b>Berichte</b>	<b>38</b>
<b>Buchbesprechungen</b>	<b>46</b>

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Herausgeber: Humberto Anwandter (Chile), Joseph J. Haas (USA), Dr. Rudolf Weigand (Deutschland), August Ziegler (Schweiz)

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn und M. Isabell Nel  
Anschrift der Schriftleitung: 54 Koblenz-Metternich, Trierer Straße 388

Verlag: ORBIS Wort und Bild GmbH., 44 Münster, Postfach 1064, Telefon 4 02 17

Herstellung: Cramer, Greven

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 12,— zzgl. Porto. Preis des Einzelheftes DM 3,50

# Zeichen seines Reiches \*

Von A. Menningen

Das II. Vatikanische Konzil hat in seiner Kirchenkonstitution („Lumen gentium“) über die Heiligenverehrung einen Satz niedergelegt, dem eine bemerkenswerte Sinnfülle eignet. Er lautet: „Im Leben derer, die, zwar Schicksalsgenossen unserer Menschlichkeit, dennoch vollkommen dem Bilde Christi gleichgestaltet werden (vgl. 2 Kor. 3, 18), zeigt Gott dem Menschen in lebendiger Weise seine Gegenwart und sein Antlitz. In ihnen redet er selbst zu uns, gibt uns ein Zeichen seines Reiches“ (Art. 50).

Die Auserwählten Gottes sind mehr als Träger einer rein persönlichen Lebensgeschichte. Über den engbemessenen Zeitraum und über die kleinen Geschicke ihres irdischen Daseins hinaus setzt sie Gott in seine Ratschlüsse als Zeichen ein. Lebendiges Zeichen Gottes sind sie, seiner Gegenwart, seines Antlitzes, seiner Botschaft und seines Reiches. So lehrt das Konzil.

Am 4. Oktober 1968 wiederholt sich zum fünfzigsten Male der Tag, da den Diener Gottes Josef Engling auf dem Schlachtfeld des Ersten Weltkrieges unweit von Cambrai im Alter von beinahe einundzwanzig Jahren der Tod ereilte. Hat Gott ihn dazu bestimmt, ein Zeichen zu sein? Der Gründer des Schönstattwerkes bejahte und beantwortete diese Frage, als er Josef Engling „die gelebte Gründungsurkunde und die vorausgelebte Geschichte Schönstatts“ nannte. Ist er aber auch ein Zeichen Gottes? Die Mitglieder des Schönstattwerkes halten dafür, daß die Gründung, der sie sich verschrieben, die überzeugenden Merkmale eines echten Gotteswerkes an sich trägt. Haben sie recht — der bisherige Verlauf der geschichtlichen Ereignisse in und um Schönstatt dürfte ihnen tatsächlich bereits recht gegeben haben — dann ist die Gestalt Josef Englings zum Zeichen Gottes geworden, so wie das Konzil die Zeichenhaftigkeit der Auserwählten beschrieben hat.

Zeichen haben immer etwas von der Hieroglyphenschrift an sich. Sie wollen entziffert werden, ehe sie das Bezeichnete kundtun. Die Zeichen Gottes machen davon keine Aus-

\* Vortrag zum Gedächtnis des 50. Todestages Josef Englings, gehalten auf der Delegierten-tagung des Schönstattwerkes am 16. 10. 1967.

nahme. Sie am allermeisten verlangen eine Deutung. Wer das Zeichen, das Gott in Josef Engling aufgerichtet hat, verlässlich deuten will, muß den Spuren nachgehen, die das Leben und Wirken dieses jugendlichen Menschen in die Geschichte Schönstatts eingezeichnet haben.

*„Eigentlich“ – „Und dennoch“*

Die Geschichte Schönstatts spielt sich in der Polarität zwischen menschlicher Kontingenz und göttlicher Initiative ab. Deshalb hat es der Geschichtsschreiber ständig mit einem Satzpaar zu tun, von dem der erste mit einem „Eigentlich“ und der zweite mit einem „Und dennoch“ beginnt. Eigentlich hätte das ausgestreute Saatkorn der Gründungsurkunde vom 18. Oktober 1914 untergehen müssen, denn in der Gemeinschaft der jugendlichen Zuhörer hatten Alltag und Vergessenheit bald die Spuren des Gehörten verweht. Und ihr Spiritual, der Gründer Schönstatts, selber hüllte sich vorerst in Schweigen. Jahrelang schwieg und wartete er.

Und dennoch ging die Saat auf. Merkwürdig genug, daß der Seelengrund Josef Englings, das fruchtbare Erdreich ist, dem sie entsproß, wiewohl er selber gar nicht anwesend war, als die Botschaft des Gründungsaktes verkündet wurde. In seinem umfangreichen schriftlichen Nachlaß, der alle gestaltenden Wirkkräfte seiner Seelengeschichte erkennen läßt, ist nichts zu lesen von Gründungsurkunde und vom Ereignis des 18. Oktober 1914. Der Sache nach aber lebt der Urbeginn Schönstatts in seinem Herzen, wenn auch unter anderen Bezeichnungen. In ihren Versammlungen besprachen die Sodalen der Kongregation die Grignionsche Marienverehrung und entwickelten daraus die Idee der „Beiträge zum Gnadenkapital“. In dem nahe gelegenen Kapellchen gaben sie ihre Opfer und Gebete gleichsam in die Hand der Gottesmutter, damit von dort, wie von einer Gnadenstätte, ein Gnadenstrom ausgehe. Josef Engling war der Schrittmacher dieser Idee unter den Sodalen. – Wurden neue Mitglieder in die Kongregation aufgenommen, dann erläuterte P. Spiritual den Aufnahmeakt der Sodalenweihe, die bekanntlich ein Bündnis mit der Gottesmutter enthält. Gerade die Sodalenweihe machte Josef Engling zu seiner tief innerlich erfaßten Herzenssache. Die Weihe traf auf eine gut vorbereitete Seelenverfassung, da er bereits um diese Zeit sein persönliches Ideal in die Worte gekleidet hatte: *„Allen alles, der Gottesmutter ganz zu eigen!“* Seine Sodalenweihe verwob die „Beiträge zum Gnadenkapital“ und das Heiligtum der Gottesmutter zu einer lebendigen Einheit. In der späteren Geschichte Schönstatts hat man diesen Sachverhalt, der ein Grundanliegen des Vortrages vom 18. Oktober 1914 ausspricht, als das geschichtliche „Liebesbündnis“ bezeichnet.

Noch eine andere Idee ergriff Besitz von seiner Seele: die sog. Parallele Schönstatt – Ingolstadt. Wie Ingolstadt im 16. Jahrhundert eine Hochburg der Marianischen Kongregation gewesen war, so sollte das Heiligtum der Gottesmutter die Geburtsstätte einer religiös-sittlichen Erneuerungsbewegung werden. Zu diesem Vorhaben hatte die Soda-

len Schönstatts eine Lebensbeschreibung des heiligmäßigen Jesuitenpaters Rem angelegt. An die Losung der Parallele Schönstatt – Ingolstadt hat Josef Engling zeitlebens geglaubt und ist für sie in den Tod gegangen. Sein Lebensangebot auf dem Schlachtfeld galt den Aufgaben, die nach seiner gläubigen Überzeugung die Gottesmutter der Kongregation aufgetragen hatte. Die bezeichneten Worte seines Weihegebetes lauten: „Wenn es sich mit Deinen Plänen vereinigen läßt, laß mich ein Opfer sein für die Aufgaben, die Du unserer Kongregation gestellt hast.“ Das einzige Glaubensmotiv, das ihn auf eine solche Gläubigkeit hinbewegen konnte, war das grenzenlose Vertrauen in die Person von P. Spiritual. Alle anderen Beweggründe, die heute sehr in die Waagschale fallen, bestanden damals nicht: weder die segensreich verlaufene fünfzigjährige Geschichte, noch die weite Ausdehnung des Schönstattwerkes mit seinen Verbänden, Gliederungen und zahlreichen Filialheiligtümern in aller Welt. Josef Engling glaubte an die Erwählung der kleinen Sodalenfamilie und des Heiligtums, weil er glaubte an P. Spiritual, als dessen geistlichen Sohn er sich erlebte.

Die drei Komponenten des Gründungsaktes vom 18. Oktober 1914, die Marienweihe, das Heiligtum und die geistliche Vaterschaft des Gründers – später nannte man sie auch die drei „Kontaktstellen“ Schönstatts: Herrin, Haupt und Heiligtum \* – haben sich schon sehr früh, mindestens seit dem Jahre 1916, zu den tragenden Kräften seines späteren Lebens verdichtet. Der Verlauf seiner seelischen Entwicklung war, wie seine Niederschriften bezeugen, nicht von einer reflexiven Kenntnis der Gründungsurkunde gesteuert worden. Auch im öffentlichen Bewußtsein der Sodalengemeinschaft fand er kein Wissen darüber vor. Und doch hat er sich deren Grundelemente, von ganz anderen Ansatzpunkten ausgehend, innerlich angeeignet. Das Geheimnis dieses etwas ungewöhnlichen Gründungsvorganges muß vordergründig in dem Zusammenspiel zwischen der begnadeten Erzieherpersönlichkeit des Spirituals und der geistlichen Sohnschaft Josef Englings gesucht werden. Hintergründig ist nach der gläubigen Überzeugung der Schönstattfamilie ein Eingreifen der göttlichen Vorsehung im Spiel. Die Person Josef Englings sollte das Zeichen ihrer Gegenwärtigkeit sein.

Wiederum muß die Geschichtsschreibung sich des Satzbeginnes „Eigentlich“ – „Und dennoch“ bedienen. Eigentlich hätte das Leben und Streben in der Schülerkongregation der Mitgründer Schönstatts unter den harten Entbehrungen der Kriegsjahre 1916–18 erliegen müssen. Der Hunger und die Unterernährung, namentlich in dem berühmten „Steckrübenwinter“ 1916/17, die armseligen Unterkünfte und die schneidende Kälte in den schlecht geheizten Räumen des „Alten Hauses“, die anbrechende Not an Kleidung

\* Diese drei Wesenskomponenten, die unter der genannten Dreiheit zu einem geflügelten Wort wurden, sind als keimhafte Ansätze zwar, aber deutlich genug in dem Gründungsvortrag vom 18. 10. 1914 zu erkennen. „Herrin“ besagt das Weihebündnis mit der Gottesmutter („Ego diligentes me diligo – Ich liebe, die mich lieben“) – „Haupt“ bedeutet die eigenständige Urheberschaft des Gründers („Sie haben meinen Plan zu dem ihrigen gemacht“) – „Heiligtum“ weist auf die Umwandlung des Michaelskapellchens in ein Heiligtum der Gottesmutter hin („... daß unser Kongregationskapellchen zugleich unser Tabor würde, auf dem sich die Herrlichkeit Mariens offenbart.“) – NB. Die eingeklammerten Zitate sind der Gründungsurkunde entnommen.

und Schuhwerk, die Todesnachrichten von den Schlachtfeldern, die maßlose Strenge des amtierenden geistlichen Präfekten, die Abwehrhaltung der Vorgesetzten und Lehrer gegen das Neuartige der Kongregation bedrohten die im Reifealter stehenden jungen Menschen mit der Gefahr einer sehr bedrückenden und lähmenden Krise. Die herrschenden Verhältnisse waren an sich der Nährboden für eine geistige Gärung und Resignation, aber nicht für religiöse Ideale. Und dennoch konnten später die Sodalen die schwere Zeit als das „große Jahr“ der Kongregation bezeichnen. Sie gaben Josef Engling, dem Präfekten der Kongregation, das Zeugnis, Seele und Bewegter ihrer Gemeinschaft, Urheber einer Hochblüte echter Marienliebe gewesen zu sein.

Eigentlich war Josef Engling nicht der Mann, der die jugendlichen Gemüter in Bann schlagen konnte. Rein äußerlich hatte ihn Mutter Natur etwas stiefmütterlich behandelt. Seine Haltung war ein wenig gebeugt, sein Gang schwerfällig, das Benehmen linksch, die Sprechweise holprig und sein Geist trotz guter Begabung etwas langsam. Und dennoch ging eine eigenartige Strahlkraft von ihm aus, die gewann und mitriß. Sein unverwüstlicher Eifer, die Lauterkeit und Echtheit seines Wesens, die selbstvergessene Bereitschaft zum Helfen, vor allem aber seine spürbare religiöse Innerlichkeit und die Innigkeit seiner Marienliebe bezwangen die Herzen auch der anfänglich Widerstrebenden. Die von ihm geführte Gemeinschaft der Sodalen begann die drei Wesenselemente der Gründungsurkunde genau so zu leben, wie er sie verkörperte. P. Spiritual stand ganz im Hintergrunde. Er, der verborgen wirkende personale Mittelpunkt der Sodalenfamilie, führte im wesentlichen die Gemeinschaft durch eine enge Fühlung mit dem mündigen Führer Josef Engling. So formte sich in jenen Tagen die Urzelle, aus der die spätere Schönstattfamilie und das Schönstattwerk hervorgehen sollte. Ein Reich jenseitigen Ursprunges hub an, und sein Zeichen durfte die Gestalt Josef Englings sein.

Als die Sodalen in die Kaserne einrückten und auf die Schlachtfelder des Ersten Weltkrieges hinausziehen mußten, trugen sie im Herzen das werdende Schönstatt. Wieder spielen sich die Ereignisse zwischen einem „Eigentlich“ – „Und dennoch“ ab. Eigentlich hätte damals die keimende Saat der Gründungsurkunde ersterben müssen. Der geisttötende Drill der Kaserne, der Einfluß einer ganz anders gearteten Umwelt, die sittlichen Gefahren der Garnisons- und Etappenstädte, das zermürende Einerlei des Stellungskrieges oder die nervenpeitschenden Erlebnisse einer modernen Materialschlacht hämmerten Monate, ja Jahre auf die kaum Zwanzigjährigen ein. Sie waren keineswegs alle überragende Charaktergrößen, sondern einfacher Durchschnitt, nicht besser und nicht schlechter als die Schüler anderer Internate. Als nach dem Kriege der Gründer Schönstatts im Heiligtum der Gottesmutter eine Gedenktafel mit den Namen der Soldaten-Sodalen anbringen ließ, wollte er die Gründergeneration nicht in einer „Heldengalerie“ verewigen. Nach seinen eigenen Worten sollte die Nachwelt erkennen, daß unter den Gründern Schönstatts zwar einige bemerkenswerte Gestalten, aber auch viel „Bruch“ anzutreffen war. So hätte das zarte Pflänzlein der jungen Gründung im Blut und Schlamm der Schützengraben eigentlich ersticken müssen. Und dennoch überdauerte es die Stürme, ja es entfaltete eine erstaunliche Lebenskraft. Zeugnis und Zeichen dessen ist vor allem

Josef Engling. Er ist es nicht allein, auch andere taten ihr Bestes. Aber er überragte sie alle.

### *Zeichen und Zeugnis*

In der Kaserne zu Hagenau im Elsaß bekam Josef Engling es mit einem gerüttelten Maß von Mißgeschicken und Enttäuschungen zu tun. Die Plackereien eines hart geschundenen Rekrutendaseins, einige gefühlsrohe Kameraden und die Schikanen eines bössartigen Unteroffiziers füllten die Zeit seiner soldatischen Ausbildung mit einer schier nicht abreißen- den Kette von Quälereien aus. In dieser Lage wurde das Liebesbündnis der Sodalenweihe und die Übung der „Beiträge zum Gnadenkapital“ sein starker Rückhalt. Unter den Soldaten-Sodalen Schönstatts in Hagenau wollte er eine eigene Abteilung der Marianischen Kongregation bilden und gedachte sie um den heiligmäßigen Pfarrer der St.-Nikolaus-Kirche zu scharen. Doch schlug das Unternehmen völlig fehl! Der Mißerfolg brachte ihm erneut die Vaterstellung P. Spirituals zum Bewußtsein, der auch in der weit verstreuten Sodalenfamilie personale Mitte bleiben mußte. Wohl vermochten die Besuche in den benachbarten Wallfahrtsort Marienthal unter den Sodalen Leben zu wecken, aber auch erst dann, als sie dorthin die „Beiträge zum Gnadenkapital“ trugen und sich so gewissermaßen auf den Weg nach dem Heiligtum in Schönstatt begaben. In dieser Zeit ist das geschichtliche „Liebesbündnis“ mit den drei Wesenselementen Herrin, Haupt und Heiligtum, die schon lange sein innerster Besitz waren, zur festgefügteten Substanz seiner Persönlichkeit geworden.

Am 10. April 1917 schrieb Josef Engling in einem Brief an P. Spiritual folgenden Satz nieder:

„Ende April oder Anfang Mai hoffe ich Urlaub zu bekommen. Wie freue ich mich, bald bei der lieben Mutter im Kapellchen zu sein. Auch sehne ich mich nach einer Aussprache Ihnen gegenüber.“ (10. 4. 1917)

Der Satz klingt so einfach, daß man nichts Besonderes in ihm vermuten sollte. Und doch hat es damit eine eigene Bewandnis. Er spricht ebenso schlicht wie spontan die drei Grundelemente Schönstatts aus. Auffällig ist, daß seine Niederschriften solche und ähnliche Wendungen von jetzt ab im Laufe des Jahres bis zu seinem Tode mehr als ein Dutzend Mal wiederholen. Naturgemäß erwartet man die Selbstoffenbarung seines Wesenskernes vor allem dann, wenn ihn ein Kontingenzerlebnis oder eine geistige Existenzkrise heimsucht. Das geschah in zwei besonders aufschlußreichen Fällen.

Während des Aufenthaltes an der Front von Verdun packte ihn ein tiefes aszetisches Schuldgefühl ob einer nur kurze Zeit andauernden Nachlässigkeit im geistlichen Leben und Streben. Er hatte die monatliche Geisteserneuerung und die Übungen seiner Geistlichen Tagesordnung unterlassen, hatte sogar, einer aufbrechenden Spielleidenschaft erliegend, mit den Kameraden eine ganze Nacht dem Kartenspiel nachgegeben. Vor P. Spiritual legte er ein schriftliches Schuldbekentnis ab mit den Worten:

„Ew. Hochwürden sehen, wie viele Gnaden ich verscherzt habe. Doppelt leid tut es mir jetzt beim Schreiben. Legen Sie bitte Fürbitte für mich ein beim lieben Mütterlein. Sagen Sie ihm im Kapellchen, ich wolle wieder eifriger in ihrem Dienst sein . . .“ (9. 1. 1918)

Auch hier ist unschwer der bekannte Dreiklang herauszuhören, auf den sein ganzes Seelenleben abgestimmt war. Besondere Beachtung verdient die schöpferische, ins Übernatürliche zielende Vitalität dieser drei Wirklichkeiten. Sie brachten ein Gebetsleben von kontemplativer Innerlichkeit hervor, das nicht mehr erlahmte, nicht einmal in den aufregenden Geschehnissen von Stoßtruppunternehmen, wie seine getreu aufgezeichnete Geistliche Tagesordnung ausweist.

Ein Kontingenzerlebnis ganz anderer Art brach über ihn im Trommelfeuer der Materialschlacht herein, wenn er sich in die ausweglos scheinende Todesgefahr gerückt sah. Was alsdann in seinem Innern vorzugehen pflegte, faßte er in einem Brief an P. Spiritual in folgende Worte:

„Vor einigen Tagen, als die Granaten rechts und links neben mir einschlugen, betete ich wie gewöhnlich zum Mütterchen und versetzte mich in unser Kapellchen . . . Eine große Sehnsucht nach ihrem Heiligtum, nach Ihnen und den lieben Mitsodalen überkommt mich öfter . . .“ (20. 5. 18)

In den Wochen, da er dieses erneute und spontane Bekenntnis zu den drei Wesens-elementen des Gründungsvorganges der Schönstattfamilie niederschrieb, erreichte sein Seelenleben eine staunenswerte Höhenlage. Inmitten der Schrecknisse einer wochenlang andauernden Artillerieschlacht wiederholte er mehrmals am Tage das Lebensangebot an die Gottesmutter für das werdende Schönstatt. Darauf hat die Gottesmutter offensichtlich mit einer Gegengabe geantwortet. An den kärglichen Gelegenheiten zur Mitfeier einer Feldmesse vertiefte sich das eucharistische Christuserlebnis zu großer Innigkeit und ging bald in die spürbar erfahrene Nähe des in der Seele einwohnenden Dreifaltigen Gottes über. Die letzten Monate seines Lebens zeichnen in sein Inneres Spuren ungewöhnlicher Gebetsgnaden ein. Damit verband sich eine hohe apostolische Verantwortung für die Aufgaben der Kirche und eine besondere Vorliebe für die kleinen Tugenden des alltäglichen Lebens. Die gelebte Gründungsurkunde mit ihren drei Wesens-elementen war zu einer Schule wahrer Heiligung geworden. Zeugnis dessen ist die Seelengeschichte Josef Englings.

#### *Botschaft und Botschafter in der Bedrängnis*

Der eingangs erwähnte Satz des II. Vatikanischen Konzils enthält den Hinweis, daß man in den Heiligen Träger einer Gottesbotschaft sehen darf. Ein derartiger Auftrag ist augenscheinlich Josef Engling zuteil geworden, als das Schönstattwerk in eine große Bedrängnis geriet und, wie alle Werke Gottes, mit dem Siegel des Keuzes bezeichnet

und einer schmerzlichen Prüfung unterworfen wurde. In den Jahren zwischen 1950 und 1965 mußte es um den Bestand seines ursprünglichen Wesens- und Leitbildes ringen, weil es Versuchen ausgesetzt war, die seine aus dem Gründungsakt vom 18. 10. 1914 hervorgegangene Wesensart in ein anderes Leitbild umgestalten wollten. Letztlich ist dieser bedrohliche Existenzkampf um die sog. drei Kontaktstellen geführt worden. Wäre Schönstatt um seine Ursprungsidee gebracht worden, so hätte es den Todesstoß erlitten. In dieser Stunde der Bedrängnis ist Josef Engling wortloser Kündler einer Botschaft und Helfer in schwerer Not geworden.

Auf eine ganz unscheinbare Weise fing es an. Die Suche nach seinem unbekanntem Grab in der Nähe der Todesstelle bei Cambrai erregte die Aufmerksamkeit der männlichen Schönstattjugend. Bald folgte sie den Spuren Josef Englings auf den Schlachtfeldern von Verdun und Französisch-Flandern. Während sie die Orte seines Aufenthaltes an der Westfront beging, die geschichtlichen Ereignisse wiederaufleben ließ und sein dort geführtes Innenleben kennenlernte, entdeckte sie in ihm „die gelebte Gründungsurkunde“. Ihre Erfahrungen schlugen Wellen und inaugurierten in allen Kreisen der Schönstattfamilie das, was man bald die „Cambrai-Strömung“ nannte. In der Nähe der Todesstelle entstand das Memorial, die Gedenkstätte, nicht weit davon ein kleines Schulungsheim und schließlich im Jahre 1965 ein Heiligtum.

Im Laufe des voraufgehenden Jahrzehntes begaben sich immer wieder Gruppen aus allen Verbänden und Gliederungen des Schönstattwerkes auf „Cambraifahrt“ und wandelten an Ort und Stelle, vor allem aber geistigerweise in den Spuren Josef Englings. Da wurde der Diener Gottes, dessen Seligsprechungsprozeß inzwischen angelaufen war, zu einem Lehrmeister der „gelebten Gründungsurkunde“. Sein anschaulich nacherlebtes Wirken, Streben, Erleiden und Sterben prägte in das Herz der Schönstattfamilie tief ein, was er selber war: die verkörperten drei Grundelemente der Ursprungsidee vom 18. Oktober 1914 als Schule echter Heiligkeit und als Zeichen einer gottgegebenen Sendung. Wenn Schönstatt die Stürme, die es aus seinem geschichtlichen Mutterboden zu entwurzeln drohten, überstehen konnte, dann muß Josef Engling ein hohes Verdienst daran zugesprochen werden. Nicht nur, daß seine Gestalt durch ihr Sosein eine leicht faßbare und eindringliche Belehrung über die wesensbildenden Elemente Schönstatts verkündete, noch bedeutsamer dürfte sein, daß seine Person den Glauben an den jenseitigen Ursprung des Schönstattwerkes und eine unbeirrbar Ursprungstreue in die ganze Schönstattfamilie ausstrahlte. Zeichen und Zeugnis wurden zur Botschaft.

Im Sommer 1964 ging der Diözesanprozeß für die Seligsprechung Josef Englings am kirchlichen Gericht zu Trier nach etwa zwölfjähriger Dauer zu Ende. Mit Bedacht wählten die verantwortlichen Vertreter Schönstatts die Zeit um den 4. Oktober, den Todestag Josef Englings, als Termin für die Übergabe der Akten an den Heiligen Stuhl zur Einleitung des Apostolischen Prozesses. Am 4. Oktober 1964 lagen die versiegelten Akten für vierundzwanzig Stunden in der Erlöserkirche am Grabe des heiligen Vinzenz Pallotti, ehe sie am 5. Oktober an den Heiligen Stuhl weitergereicht wurden. Die unmittelbar Beteiligten der Schönstattfamilie richteten an Josef Engling die Bitte, von jetzt

ab als „Botschafter“ Schönstatts dessen gefährdete Sache am Heiligen Stuhl zu vertreten. Am nächsten Tage, am 6. Oktober, genehmigte Papst Paul VI. einen von dem Präfekten der Rel.-Kongregation vorgelegten Antrag und ordnete an, daß das Schönstattwerk hinfort volle und unbehinderte Selbstregierung besitzen solle. Damit war es ermächtigt, bei seiner Ursprungsidee und bei seinem wesensgerechten Leitbild zu verbleiben. Es durfte laut allerhöchster kirchlicher Entscheidung so in die Geschichte eingehen, wie es im Gründungsakt vom 18. Oktober 1914 geworden war. Die Gründungsurkunde soll also, wie Josef Engling sie gelebt und durch sein Leben ausgelegt hat, verewigt werden.

Am 12. September 1965 weihte der Bischof von Cambrai unter starker Beteiligung der Schönstattfamilie und der französischen Bevölkerung das Heiligtum in der Nähe der Todesstelle Josef Englings ein. Am darauffolgenden Tage trugen sich Ereignisse zu, die den Gründer des Schönstattwerkes nach fast vierzehnjähriger auferlegter Abwesenheit von Schönstatt nach Rom und von dort noch im selben Jahre zurück nach Schönstatt führten. Am 20. Oktober 1965 wurden von höchstzuständiger Stelle des Heiligen Stuhles alle einschränkenden Bestimmungen der letzten Jahre aufgehoben.

Sind die eben aneinandergereihten Zeitangaben nicht mehr als eine Chronologie der Zufälle? Oder lag es in Menschenhand, die Ergebnisse der seit geraumer Zeit von der Schönstattfamilie eingeleiteten Schritte zur Erlangung ihrer rechtlichen Eigenständigkeit und zur Heimkehr des Gründers mit den Geschehnissen um die Person Josef Englings von weither so zu synchronisieren, daß die Erfolge in dem einen Falle mit dem Verlauf der Ereignisse, im anderen Falle geradezu auf den Tag genau zusammentrafen? Jedem bleibt es unbenommen, dieser Meinung zu sein. Die Wissenden und Beteiligten denken allerdings anders. Wer dazu der Überzeugung ist, eine göttliche Initiative habe Schönstatt ins Dasein gerufen und Gottes Vorsehung walte in dessen Geschichte, der darf unbedenklich annehmen, daß dort, wo die Hand aus dem Jenseits offenkundig eingreift, die blinden Zufälle aufhören.

Auf eine nicht ganz alltägliche Weise tat Josef Engling das Seine, daß die Gründungsurkunde des Schönstattwerkes aus menschlicher Kontingenz und göttlicher Heimsuchung ins Leben umgesetzt wurde. Er gab eine anschauliche Lehre über ihre drei Wesenselemente, indem er sie einfach verkörperte und sein Lebensopfer dafür anbot. Nach seinem Heimgang fiel ihm die Aufgabe zu, ein jenseitiger Beschützer des hinterlassenen Erbes zu sein und es durch schwerste Bedrängnisse hindurchzutragen. Auch das tat er auf eine ungewöhnliche Art. Aus Anfängen, denen man auf den ersten Blick nichts Zukunftsfruchtiges ablesen konnte, brach die sog. „Cambrai-Strömung“ auf. An ihr gewann das integrale Schönstatt ein vertieftes Wesensverständnis und die gläubige Zuversicht auf eine glückliche Wende seiner Notlage. In den Lebenslauf Josef Englings trug Gottes Vorsehung eine Linie ein. Sie verläuft vom Zeichen zum Zeugnis, vom Zeugnis zur Botschaft, von der Botschaft zum „Botschafter“.

Wie mag wohl der nächste Wachstumsring im Lebensvorgang der sog. „Josef-Engling-Strömung“ aussehen? Ob er Pfadfinderdienste zu tun hat für die Ansiedlung der Kirche

am neuen Zeiteufer? Dann würde er die Aufgabe fortsetzen, die er in der Frühgeschichte Schönstatts bereits begonnen hat.

So wie die Ereignisse um seine Person bis heute verlaufen sind, spiegeln sie etwas von dem, was das Konzil über die Heiligen ausgesagt hat:

Lebendiges Zeichen der Gegenwart Gottes, seines Antlitzes, seiner Botschaft und seines Reiches.

## Der heilige Ort (II)

Von Benjamin Pereira

Die religionsgeschichtliche Untersuchung des heiligen Ortes hat ergeben (vgl. REGNUM II/4), daß für den naturhaft-religiösen Menschen ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen dem „Chaos“ und dem „Kosmos“. Das Chaos ist gleichbedeutend mit der Welt der Unordnung, des Unbekannten und Dämonischen. Die Wirklichkeit wandelt sich in eine geordnete und sinnvolle Realität, wenn die Gottheit von einem bestimmten Orte oder einer ganzen Gegend Besitz ergreift. Dann entsteht ein Kristallisationspunkt für eine sich ordnende Welt, es wird „Kosmos“. In diesen „Zentren der Welt“ stützt sich der Mensch auf die Gottheit, um dem Chaos Widerstand leisten zu können.

### I.

Diese Phänomene der Naturreligion finden in der Offenbarung ihre notwendige Erhellung. Die Sünde ist es, durch welche Unordnung in die Welt kommt. In ihrem Gefolge lernt man den Tod kennen (Gen 4, 8), den Schmerz (3, 16) und die Ungeborgenheit (3, 23 f.). Mag die Welt auch Gottes Schöpfung sein (Apg 17, 24 ff.), mag sie nicht aufhören, immer Zeugnis von ihrem Ursprung abzulegen (Apg 14, 17), in der jetzt herrschenden Heilszeit steht sie faktisch unter der Macht Satans, des Fürsten der Welt (Jo 12, 31; 14, 30; 16, 11). Angesichts dieser Tatsache ist es unmöglich, hier auf Erden sicheren und dauerhaften Wandel zu pflegen (vgl. 1 Ko 7, 31). — „Denn alles, was in der Welt ist, die Begierde des Fleisches und die Begierde der Augen und das protzige Großtun, stammt nicht vom Vater, sondern von der Welt. Und die Welt geht vorüber mit ihrer Begierde. Wer aber den Willen Gottes tut, bleibt in Ewigkeit (1 Jo 2, 16. 17)“<sup>1</sup>.

Doch ist der Bruch in der Ordnung der Welt nicht total. Gott will das Heil und verheißt sein Kommen. Er bedeckt die Nacktheit des sündigen Menschen (Gen 3, 21) und gibt ihm Hoffnung auf Erlösung (3, 15). Er verläßt die Menschen nicht, im Gegenteil: er

<sup>1</sup> Vgl. C. Lesquirit-P. Grelot: Artikel „Welt“, in: Wörterbuch zur biblischen Botschaft, Freiburg 1964, S. 753—757.

schließt einen Bund mit den Gerechten: Noe, Abraham, den Patriarchen, die mit Gott „wandeln“ (6, 9).

Gott vollendet diesen Bund in Christus, der uns von der Sünde loskauft. In ihm können sich die Gläubigen Gott mit Zuversicht nahen, denn Christus hat uns das Heiligtum geöffnet, wo wir den Vater finden (Hebr 10, 19)<sup>2</sup>.

Die Welt, die ihren geheiligten Charakter verloren hatte, heiligt Gott durch seine Theophanien. An bestimmten Orten berührt er die Erde und tritt in die Geschichte seiner Auserwählten ein. „Der Gott Abrahams und Jakobs ist der allerhöchste Gott, zugleich aber ist er der Gott, der zu uns kommt und in unsere Geschichte eintritt“ (Congar). An den Orten seiner Theophanien trifft man sich mit ihm in großer Leichtigkeit. Das hebräische Volk lebte in seiner Patriarchen-Epoche nomadisch, besaß also keinen festen Ort, um ein Kultzentrum zu errichten. Aber die Orte, wo Gott sich ihm offenbarte, galten als geheiligt. Auf göttlichen Befehl hin verläßt Abraham sein Land und wendet sich nach Kanaan. In Sichem erscheint ihm Gott und offenbart, daß er dieses Land für ihn und seine Nachkommen bestimmt hat. Und Abraham errichtet am Ort dieser Erscheinung einen Altar, ebenso später in Bethel. Immer, wenn er an diese Orte zurückkommt, verehrt er dort Jahwe und bringt ihm Opfer dar (Gen 12, 6–8; 13, 1–4). Doch Gott wohnt nicht auf dieser Erde, er erscheint nur, um in die Geschichte einzugreifen. Wir finden auch Orte, wo die Patriarchen Jahwe um Rat fragen (Gen 25, 22). Als der schon alte Jakob nach Ägypten zieht, seinen Sohn Joseph wiederzusehen, macht er in Berseba halt, um dem Gott seines Vaters Isaak (Gen 46, 1) Opfer darzubringen. Es war der Ort, wo Gott sich geoffenbart hatte, um dem Isaak das Versprechen zu erneuern, und dieser hatte ihm einen Altar errichtet und den Namen Jahwes angerufen (26, 25–25). Eine sehr bezeichnende Erfahrung ist die Jakobs in Bethel, wo er die Vision von der Leiter hatte, die Himmel und Erde miteinander verbindet. Beim Erwachen ruft er aus: „Fürwahr, der Herr ist an diesem Ort! Hier ist nichts anderes als Gottes Haus; und hier ist des Himmels Pforte!“ (Gen 28, 16–17). Hier treffen wir schon die Anfänge des Wohnens Gottes an einem Ort, was später vertieft Wirklichkeit wird in der Bundeslade und im Tempel.

Nach der Herausführung aus Ägypten schließt der Herr mit seinem Volk den Bund vom Sinai. Für Israel bedeutet das den Beginn einer neuen Epoche seiner Geschichte und deswegen der Gegenwart Jahwes bei ihm. Zum Zeugnis seines Bundes mit diesem Volk befiehlt Gott, das Zelt und die heilige Lade anzufertigen (Ex 35, 1–29). In der Lade wurden die Tafeln des Gesetzes und anderes aufbewahrt, was an den Bund erinnerte. „Der Lichtglanz Jahwes erfüllte die Wohnstätte“ (40, 34), Gott bewohnte die Lade und blieb inmitten seines Volkes. „Eine Wolke lagerte auf dem Zelt und des Herren Herrlichkeit erfüllte die Wohnung“, sagt die Schrift. Wenn es galt, aufzubrechen, gab die Wolke das Zeichen, erhob sich und führte sie auf den Weg (40, 36–38).

In der Königszeit stellt David die Bundeslade in Jerusalem auf, nachdem er sie von den Philistern zurückerobert hat (2 Sam 6). So wird die neue politische Hauptstadt auch zum

<sup>2</sup> Vgl. C. Spicq, Die Sünde der Menschen, in: Gottes Wort und Werk. Große Themen der Heilsgeschichte, Mainz 1960, S. 125–137.

religiösen Zentrum des ganzen Volkes Israel. David möchte dem Herrn einen Tempel bauen, aber Jahwe widersetzt sich dem Vorhaben. Nicht soll David Jahwe ein Haus bauen (Haus = Tempel), sondern Jahwe wird es sein, der ihm eines baut (Haus = Dynastie. Vgl. 8, 5). „Diese Antwort hatte eine doppelte Bedeutung: Das ideale Heiligtum bleibt für das Bundesvolk jene Stiftshütte der Vergangenheit, die ausdrücklich an den Aufenthalt in der Wüste gemahnte (2 Sm 7, 6 f.). Fürs zweite war der echte Kult des einzigen Gottes mit einer sklavischen Nachahmung der heidnischen Kulte nicht vereinbar, deren Tempel auf eine gewisse Beschlagnahme der Gottheit Anspruch erhoben (so die babylonischen Zikkurats, vgl. Gn 11, 1–9) und durch götzendienerische Praktiken magischer oder unsittlicher Art verseucht waren“<sup>3</sup>.

Salomon jedoch baut den Tempel ohne jede Opposition von seiten der Propheten und verwirklicht so den Plan seines Vaters (1 Kö 5, 15; 7, 51). In der Zukunft ist die israelitische Religion so stark, daß sie nicht von den vorgefundenen kanaänischen Kulte überwuchert wird. Die Tradition des Bundesvolkes bleibt lebendig. Die Bundeslade bildet die Mitte des Tempels und wahrt die Kontinuität des Kultes (8, 1–9). Der Tempel wird zum genuinen israelitischen Kultort.

Gott hat sein Wohlgefallen daran und läßt seinen Namen darin wohnen (9, 3). Und doch erschöpft sich Gottes Wesen nicht in seiner Gegenwart an diesem Ort: „Wohnt denn Gott wahrhaftig auf Erden? Fürwahr, der Himmel und die Himmel der Himmel fassen dich nicht, wieviel weniger dieses Haus, das ich erbaut habe!“, rief Salomon bei der Tempelweihe aus (1 Kö 8, 27). Und er selbst macht uns die Art und Weise dieser göttlichen Gegenwart deutlich: „Mögen doch deine Augen über diesem Haus bei Tag und Nacht offen sein, über dem Platz, von dem du gesagt hast: Mein Name wird dort wohnen. Hier will ich das flehentliche Gebet hören, mit dem dein Knecht ruft. Achte auf das Rufen deines Knechtes und deines Volkes Israel, das sie hier emporschicken: höre sie in deiner Wohnung im Himmel . . .“ (8, 29–30). Jahwe sagt in seiner Antwort: „Ich habe dein Gebet und dein Flehen vernommen, das du zu mir emporgeschickt. Geweiht habe ich dieses Haus, das du erbauest. Hier will ich für immer meinen Namen wohnen lassen. Meine Augen und mein Herz werden ständig hier verweilen“ (9, 4). Aber unmittelbar fügt er die Bedingung für sein Bleiben an diesem Ort hinzu: die Treue zum Bund. Wenn sie untreu werden, „dann rotte ich Israel vom Boden aus, den ich ihm gegeben habe, verwerfe das Haus, das ich meinem Namen geweiht habe . . .“ (9, 7). Die Bedeutung des Tempels wuchs ungemein, und von überall her kamen die Pilger herbei, um das „Antlitz Gottes zu sehen“ (Ps 42, 3). Die Gläubigen liebten den Tempel und sehnten sich danach, in seinen Hallen wohnen zu dürfen (Ps 84, 122).

Bekommt der Tempelkult in dieser Epoche seine zentrale Rolle im religiösen Leben Israels, so wird mit der Zeit auch seine Grenze deutlich. Für viele werden die Zeremonien des Kultgeschehens zu leeren Gesten, ihre Bindung an den Tempel entartet abergläubisch. Scharf kritisieren die Propheten die veräußerlichte Frömmigkeit. Auf Befehl Jahwes begibt sich Jeremias an die Türen des Tempels und spricht: „Höret das Wort des

<sup>3</sup> F. Amiot, Artikel „Tempel“, in: Wörterbuch zur biblischen Botschaft, S. 651.

Herrn, ganz Juda, die ihr durch diese Tore gekommen seid, um den Herrn anzubeten! Also sprach der Herr der Heerscharen, der Gott Israels: Bessert euren Wandel und euer Tun, dann lasse ich euch wohnen an dieser Stätte“ (Jer 7, 2–3). Jahwe läßt sich nur dann am Orte nieder, wenn man das Gesetz achtet. Auch Isaias und Ezechiel wenden sich gegen den oberflächlichen Charakter des Kultes (Is 1, 1–7; Ez 8, 7–18). Schließlich verkünden die Propheten angesichts der Indifferenz des Volkes gegenüber den Rufen Gottes die Zerstörung des Tempels (Jer 7, 12–15; Ez 9–10). Nach der fehlgeschlagenen Erneuerung wird der Tempel von Nabuzardan, dem Feldherrn Nabuchodonosors, des König von Babylonien, zerstört. Der größte Teil der Bevölkerung muß in die Verbannung (2 Kö 25, 8–12).

Doch damit ist die Bedeutung des Tempels für Israel nicht zu Ende. Ezechiel beschreibt in allen Einzelheiten die Rekonstruktion des Heiligtums für die Stunde der nationalen Restauration (Ez 40–48). Der Wunsch nach seiner Wiederherstellung ist so stark, daß schon die ersten Heimkehrer sich daranmachen, den Tempel wiederaufzubauen, wozu sie von den Propheten Aggäus und Zacharias ermutigt werden (Esdr 5, 1–3). Der Tempel nimmt wieder seine zentrale Position ein in der jüdischen Religion. Zeichen dafür ist der Aufstand des Volkes gegen den König Antiochus, der den Tempel entweiht hatte. Israel ruht nicht, bis der Kult im Tempel wiederhergestellt ist (1 Mak 4, 36 f.). Unter Herodes erhält der Tempel abermals eine neue, prächtige Form.

Trotz der Zentralisierung der Frömmigkeit um den Tempel entwickelt sich gegen Ende der prophetischen Epoche eine neue Geistigkeit. Die Drohungen des Jeremias, die Erfahrung des Exils tragen zur Vergeistigung der Religiosität bei, wie sie bei Jeremias und im Deuteronomium zutage tritt. In der Verbannung wurde man sich der universalen Gegenwart Jahwes bewußt: man kann ihn an jedem Orte anbeten (Ez 11, 16). So kommt es, daß man bei der Rückkehr aus dem Exil vom „neuen Jerusalem“ in einem ziemlich vergeistigten Sinn spricht (Is 66, 1 f.). Gott achtet nicht auf die materiellen Opfer, wenn sie nicht dargebracht werden von Menschen mit demütigem Herzen. Schon Isaias hatte das Kommen des „Emmanuel“, d. h. des „Gott mit uns“ – ein Synonym für das Kommen – vorausgesagt, wie es in der Idee des Tempels ausgedrückt ist (Is 7, 14). Sein Schüler, der seine Botschaft während des Exils fortführt (vgl. Is 40–46), erweitert die geistigen Wände des Tempels und läßt darin die ganze Menschheit eintreten. Darin offenbart sich ein neues Verständnis von der Gegenwart Gottes in seinem Volk<sup>4</sup>.

Die Sekte der Essener, die sich kurz vor dem Kommen Christi gebildet hatte, weist den Kult im Tempel zurück. Sie betrachten ihn als unrein und nennen sich selbst „Tempel Gottes“<sup>5</sup>.

## II.

Mit dem Kommen Christi beginnt eine neue Epoche in der Heilsgeschichte und damit auch in der Form der Gegenwart Gottes unter uns. Bei der Verkündigung vergleicht der

<sup>4</sup> Vgl. A. Leboisset, Gott in unserer Mitte, in: Gottes Wort und Werk, S. 72.

<sup>5</sup> Amiot, a. a. O., S. 653.

Evangelist die heiligste Jungfrau mit der Tochter Sion und mit der Bundeslade. In ihr wohnt Gott wie in einem Zelt. Erst in Christus kommt das Bild des Tempels zu seiner Vollendung. Er bekundet eine große Achtung vor der Wohnung Gottes im Alten Testament. Im Tempel wird er Jahwe dargestellt wie jeder Erstgeborene des Volkes Israel und wandert zu ihm nach den Vorschriften des Gesetzes (Lk 2, 22 f. und 41–50). Er betrachtet den Tempel als Haus seines Vaters (Jo 2, 16), aber er kündigt die Zerstörung an, wobei kein Stein auf dem andern bleiben wird (Mt 24, 1). Das wahre Heiligtum ist sein Leib, der zerstört, aber am dritten Tage wieder aufgebaut wird. Diese Worte, mit denen er die endgültige Funktion jedes Tempels aus Stein darlegt, werden von den Seinen nicht gleich verstanden (Jo 2, 22), sondern wurden als eine Beleidigung des Judentums angesehen (Mk 14, 58; Mt 27, 39 f.). Es waren Worte, die erst mit der Zeit ihren vollen Sinn erhielten und von seinen Jüngern erst nach seiner Auferstehung verstanden wurden. Christus ist der neue und endgültige Tempel, Gott wurde Fleisch und hat unter uns gewohnt (Jo 1, 14).

Dieses „Wohnen“ ist genau der Begriff, der die Gegenwart Gottes bezeichnet. „Was Tempel und Lade für die Vorstellung der Juden bedeuteten: Angelpunkt des Denkens, die Richtung, in die man sein Gesicht wandte beim Gebet, den Ort, auf den sich das Gebet beziehen mußte, wenn es Gott erreichen sollte, dieselbe Bedeutung hat jetzt die Menschheit Jesu, des Auferstandenen, für uns, nur in ihr gibt es eine Gottbegegnung“<sup>6</sup>. Weil die Kirche an Christus Teil hat, wird auch sie zum Tempel Gottes. Diese Wahrheit ist eine explizite Lehre des heiligen Paulus. Die Kirche ist der Tempel Gottes, aufgebaut von Christus, der zugleich ihr Eckstein ist (1 Ko 3, 10–17; 2 Ko 6, 16; Eph 2, 20 f.). Insofern die Gläubigen Glieder des mystischen Leibes Christi sind, sind sie Tempel Gottes. Diese Wahrheiten hängen innerlich zusammen (1 Ko 6, 15–19), denn der Leib des auferstandenen Christus ist der Tempel Gottes per excellentiam, und die Christen, insoweit sie Glieder dieses Leibes sind, sind ebenfalls Tempel Gottes. Die Einheit mit Christus erlangen wir in der Gnade, im Glauben und in der Liebe. Wir bilden eine Gemeinschaft mit Ihm durch das Evangelium (Eph 3,6), geboren in der einen Taufe (4, 5), genährt durch ein einziges Brot (1 Kor 10,17). „Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller, der da ist über allen, und durch alle und in allen“ (Eph 4, 5 f.).

Diese christliche Gemeinschaft oder der Tempel Gottes ist nicht nur unsichtbar, sondern zeigt sich auch sichtbar. Durch die Sakramente empfangen wir das Leben Christi und werden Glieder seines Leibes. Diese Gliedschaft hat für Paulus einen realen Sinn; Unterpfund dafür ist vor allem die Eucharistie, die Christus einsetzte, um seine irdische Wirklichkeit unter uns fortleben zu lassen, wobei er so auf unvollkommene Weise vorwegnimmt, was im Himmel vollendet sein wird (1 Kor 11, 24–28). „... Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht esset und sein Blut nicht trinket, habt ihr das Leben nicht in euch. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, und den werde ich auferwecken am Jüngsten Tage. Denn mein

<sup>6</sup> Leboisset, a. a. O., S. 74.

Fleisch ist eine wahre Speise und mein Blut ein wahrer Trank. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm" (Jo 6, 53–56). Indem die Taufe uns zu Gliedern Christi macht, gliedert sie uns einer Gemeinschaft ein, der Kirche. Jeder Christ erlangt den Glauben nur durch Vermittlung sichtbarer, geschichtlicher Dinge. Er muß glauben an Jesus von Nazareth, den Sohn Mariens, den Gekreuzigten und Auf-erstandenen. In der gegenwärtigen Ordnung sind wir an konkrete Zeichen gebunden, wenn wir Christus angeeint werden wollen. Es besteht eine ganze sakramentale Ordnung sichtbarer Zeichen, die uns das Leben der Gnade vermitteln.

Obwohl die Heiligtümer des neuen Gesetzes sich nicht mit dem Tempel des Alten Testaments vergleichen lassen, fallen sie doch unter die Kategorie sichtbarer Zeichen. Sie sind Zeichen, die die Gemeinschaft der Christen bezeichnen und auch verursachen, wenngleich wir sie nicht „Sakramente“ in dem heute üblichen Sinne nennen können. Mit Recht aber werden sie „Gnadenorte“ genannt, weil sie tatsächlich Orte der Gnade sind. Congar hat hierüber in seinem „Mysterium des Tempels“ tiefsinnige Gedanken geäußert. So sagt er zum Beispiel: „In der gegenwärtigen Ordnung, die zugleich eine Ordnung der Tatsächlichkeit und der Erwartung ist, vollzieht sich diese Vereinigung der Welt und der Seelen mit dem heiligen Tempel des Leibes Christi ‚in mysterio‘ mittels der Sakramente: des Sakramentes der Eucharistie und des Sakramentes der Kirchen“<sup>7</sup>. Und weiter: „Auch die Kirchen dienen dem Leben unserer Seele als geistige Tempel, da sie ja die Stätte des Gebetes sind; sie dienen unserer Vereinigung in einem kommunialen Leib, da sie der Ort der Versammlung der Christen sind. Und wie die Eucharistie, und mehr noch als diese, übernehmen sie die Elemente der Welt und die Arbeit des Menschen . . . Sie sind das Zeichen und die Verheißung, daß alles, das Sichtbare und das Unsichtbare, das Leibliche und das Geistige, in dem einzigen Tempel Gottes und des Lammes vereinigt werden wird“<sup>8</sup>.

Zusammenfassend können wir darum folgendermaßen sagen: Mit Christus ist das alte Heiligtum Israels vergangen, der Leib des Herrn ist der neue Tempel. Aber dieses neue Heiligtum ist nicht in einem rein geistigen Sinn zu verstehen. Es gründet eine sichtbare Gemeinschaft: die Kirche, und als dieses sichtbare Zeichen bleibt es in der Welt. Jedes sichtbare Zeichen innerhalb dieser Gemeinschaft zielt darauf ab, die Gegenwart Christi und in ihm die der ganzen übernatürlichen Ordnung zu repräsentieren.

Sichtbare Zeichen in der Kirche sind Brücken zwischen Diesseits und Jenseits, sind Ausdruck der christlichen Offenbarung, wahrnehmbare Zeichen ihres Inhaltes für uns.

Das „Zentrum der Welt“ hat für den Christen personale Struktur gewonnen im Erlöser Jesus Christus. Er hat das Böse überwunden und uns erlöst. Er ist es, der das Chaos der sündigen Welt in den Kosmos des Gottesreiches umgewandelt hat. Jedes geheiligte Gebäude repräsentiert Christus und die von ihm geoffenbarte und uns geöffnete

<sup>7</sup> Yves Congar, *Das Mysterium des Tempels*, Salzburg 1960, S. 233.

<sup>8</sup> a. a. O., S. 234.

Welt. Die christlichen Heiligtümer bekommen so wegen ihrer innigen Verbindung mit Christus den Charakter personaler Vermittlung und reichen damit in unendlich tiefere Dimensionen, als die heidnischen es jemals vermochten.

(Mit dem Ursprung des ortsgebundenen Kultes, insbesondere des marianisch geprägten, wird sich der letzte Beitrag zu dem Thema „Der heilige Ort“ in der nächsten Nummer befassen.)

# Schönstatt im Urteil des Sicherheitsdienstes der SS

Ein Dokument aus dem Jahre 1935

Von Engelbert Monnerjahn

## *Einführung*

1. Die Verhaftung des Gründers der Apostolischen Bewegung von Schönstatt, Pater Joseph Kentenich, am 20. September 1941 kam nicht wie ein Blitz aus heiterem Himmel, sie war vielmehr der Gipfelpunkt einer Auseinandersetzung zwischen Schönstatt und dem Nationalsozialismus, die im Grunde mit dem Tag der Hitlerschen Machtergreifung begonnen hatte. Am Orte Schönstatt selbst und durch die Schönstattbewegung geschahen Dinge, die den neuen Machthabern und ihren Helfershelfern weder verborgen noch un-  
verdächtig bleiben konnten. Das trifft vor allem auf das Jahr 1934 zu. Um der braunen Flut einen Damm entgegenzusetzen, hatte Pater Kentenich das Jahr zu einem „marianischen Volksjahr“ proklamiert. Mehr als bisher ging die Bewegung in ihrer Arbeit auf Breitenwirkung aus und suchte möglichst viele Katholiken durch Bindung an die Gottesmutter gegen den Bazillus des Nationalsozialismus zu immunisieren<sup>1</sup>. Im August 1934 wurden die Gebeine der Gründersodalen Hans Wormer und Max Brunner aus Frankreich heimgeholt und unter großer Beteiligung in mehrtägigen Feiern beim Heiligtum der Dreimal wunderbaren Mutter in Schönstatt beigesetzt. Es verwundert daher nicht, daß die Geheimdienste des Dritten Reiches sich kräftig für Schönstatt interessierten und seine Aktivität genauer unter die Lupe nahmen.

2. An erster Stelle ist hier die allbekannte Geheime Staatspolizei zu nennen. Welche Einzelheiten von ihr beachtet und für wichtig gehalten wurden, geht aus einer „Tagesmeldung“ des Geheimen Staatspolizeiamtes Berlin vom 27. September 1935 hervor; unter der Nr. 23 heißt es darin: Die Staatspolizeistelle Trier melde, daß im dortigen Bezirk an zahlreichen Orten neue Kapellen errichtet würden, ohne daß dafür ein Grund ersichtlich

<sup>1</sup> So sagte Pater Kentenich z. B. auf der marianisch-pädagogischen Tagung im Mai 1934: „Im Interesse der katholischen Kirche und Jugend müssen wir uns für eine katholische Volksbewegung einsetzen . . . Schon aus Liebe zu unserer Jugend müssen wir daher unseren Aktionsradius erweitern und um den Preis alles dessen, was der liebe Gott uns gegeben hat, hinarbeiten auf eine ausgeprägt katholische Volksbewegung.“

... sei. In diesem Zusammenhang wird erwähnt, daß in Freisen bei St. Wendel der dortige Jungmädchenverein (zwar keine Kapelle errichtet, aber) vor der Kirche ein „Bild der Lieben Frau von Schönstatt“ angebracht habe. Die Stapostelle Trier fügt ihrer Meldung die Vermutung an, daß man „möglicherweise . . . dadurch die Errichtung von Thingstätten sabotieren“ wolle<sup>2</sup>.

3. Neben der Geheimen Staatspolizei war es der übelberüchtigte Sicherheitsdienst (SD) des Reichsführers der SS, der ein scharfes Auge auf Schönstatt warf. Bei diesem Sicherheitsdienst handelte es sich im Unterschied zur Gestapo, die 1933 zunächst noch eine Sache der deutschen Länder und ab 1936 des Reiches war, um eine Einrichtung der nationalsozialistischen Partei, näherhin der SS und ihres Reichsführers Heinrich Himmler. Der SD war im Jahre 1931 gegründet und von Himmler dem damals 27jährigen Oberleutnant zur See a. D. Reinhard Heydrich anvertraut worden. Im Falle der Machtergreifung Hitlers sollte der SD die höchst wichtige Aufgabe übernehmen, die bestehenden staatlichen Sicherheitspolizeien abzulösen und den neuen Machthabern als absolut linientreuer, schlagkräftiger Apparat zur Überwachung und Bekämpfung aller gegnerischen Kräfte zur Verfügung stehen. Das erwies sich indes als unnötig, da es Himmler und Heydrich überraschend schnell gelang, die politischen Sicherheitspolizeien aller deutschen Länder, selbst die Preußische Geheime Staatspolizei, deren sich 1933 zunächst Göring bemächtigt hatte, fest in ihre Hand zu bekommen und daraus ein Instrument des Terrors zu formen. Doch wurde der SD daraufhin nicht, wie man vielleicht erwartet hätte, als überflüssig aufgelöst. Geheime Staatspolizei und SD bestanden fortan nebeneinander und waren nebeneinander tätig. Ihr gemeinsamer Kopf war der ebenso unheimliche wie ehrgeizige Heydrich. Allerdings wurde der SD von der Exekutive ausgeschlossen; es fiel ihm die — keineswegs harmlose — Aufgabe eines Nachrichtendienstes zu, der alle Informationen über Bewegungen, Gruppen und Einzelpersonen, die dem Nationalsozialismus verdächtig waren, zu sammeln und aufzubereiten hatte. Nach dem Willen Himmlers sollte er besonders gegenüber dem Kommunismus, den „politisierenden Konfessionen“ und dem, was im nationalsozialistischen Jargon „Reaktion“ hieß, tätig werden. Die gesammelten Informationen faßte das Sicherheitshauptamt als Spitze des SD in den sogenannten „Meldungen aus dem Reich“ bzw. in „Sonderberichten“ zusammen, die einem engen Kreis von führenden Funktionären aus Partei und Staat unter der Pflicht strenger Geheimhaltung zugänglich gemacht wurden<sup>3</sup>. Später freilich, während des Krieges, nunmehr mit der Gestapo organisatorisch im „Reichssicherheitshauptamt“ vereinigt, übernahm der SD in den von der deutschen Wehrmacht eroberten Gebieten auch exekutive Befugnisse und spielte dort die traurige Rolle, die die Gestapo innerhalb des deutschen Reiches ausübte.

<sup>2</sup> Staatsarchiv Koblenz, Abt. 403, Nr. 16 840. Thingstätten hießen die Versammlungsorte der alten Germanen. Ähnlich richteten die Nationalsozialisten in den verschiedenen Gauen ihrer Parteiorganisation „Thingstätten“ ein. Die für den Gau Koblenz-Trier z. B. befand sich vor dem Koblenzer Schloß, die für den Gau Hessen-Nassau auf der Loreley.

<sup>3</sup> Zum SD der SS vgl. Hans Buchheim, Die SS — Das Herrschaftsinstrument, in: Hans Buchheim, Martin Broszat, Hans-Adolf Jacobsen, Helmut Krausnick, Anatomie des SS-Staates Olten und Freiburg 1965, Bd. I, S. 67-96.

4. Aus dem gleichen Monat September 1935, in dem die Stapostelle Trier die Errichtung eines MTA-Bildstocks in Freisen im Saarland an das Geheime Staatspolizeiamt Berlin meldete, gibt es einen „Sonderbericht“, in dem sich der SD ziemlich ausführlich mit der Apostolischen Bewegung von Schönstatt – dort auch „Schönstattbund“ bezeichnet – beschäftigt und zwar im Rahmen eines Sonderberichtes über die Organisation der „katholischen Älterenvereine“ im Deutschen Reich<sup>4</sup>. Der Bericht hat einen Umfang von 67 hektographierten Seiten im Format DIN A 4. Nach S. 67 sind ihm als weitere Informationsmittel angefügt: 1. eine „Abzeigentabelle der wichtigsten katholischen Vereine“ (darunter unter der Nr. 7 das Abzeichen des Schönstattbundes), 2. ein „Organisationschema des Reichsverbandes der katholischen Arbeitervereine Deutschlands“ und der „Katholischen Arbeiterinternationale“, ferner 3. eine graphische Darstellung der „Organisation der Kolpingfamilie“ sowie 4. der „Organisation der katholischen Aktion in Deutschland“. Inhaltlich ist der „Sonderbericht“ nach folgenden Gesichtspunkten eingeteilt:

1. Die Vereine der vier Naturstände: Jungmänner – Männer – Jungfrauen – Frauen
2. Die katholischen Berufsvereine
3. Die katholischen Gesellschaftsvereine
4. Die katholischen kulturellen Vereine
5. Die katholischen Vereine auf abstinenter Grundlage
6. Katholische Wehrvereine
7. Die karitativen Vereine
8. Die Missionsvereine
  - a) für die äußere Mission
  - b) für die innere Mission.

Die Schönstattbewegung ist unter der Nr. 1 „Die Vereine der vier Naturstände“ einge-  
reicht, und zwar nach dem „Männerapostolat“, der „Marianischen Männerkongregation“  
und dem „Zentralverband der katholischen Frauen- und Müttervereine e. V.“ an vierter  
Stelle. Ihr folgt als erster der unter Nr. 2 beschriebenen bzw. kurz erwähnten „Berufs-  
vereine“ der „Reichsverband der katholischen Arbeitervereine Deutschlands“. Insgesamt  
sind die aufgeführten katholischen Organisationen so zahlreich, daß man das Verzeichnis  
als ziemlich lückenlos ansehen darf. Von den schon genannten reicht es über die Kolping-  
familie, den Katholischen Kaufmännischen Verband (KKV), den Katholischen Lehrer-  
verband des Deutschen Reiches, die drei Studentenverbände CV, KV, UV, die Pax  
Romana, den Vereine der Ritter vom Heiligen Grabe, die Görresgesellschaft, den Borro-

<sup>4</sup> „Sonderbericht: Das kathol. Vereinswesen: Die Organisation der kathol. Älterenvereine –  
September 1935 (Der Reichsführer SS – Der Chef des Sicherheitshauptamtes – Nr. \* 270)  
Geheim!“ Bundesarchiv Koblenz R 58/231.

mäusverein, das Rotala-Reisebüro, den Kreuzbund, den Caritasverband, den Franziskus-Xaverius-Missionsverein (heute Päpstliches Werk der Glaubensverbreitung) – um nur einige namhaft zu machen – bis hin zur Katholischen Aktion, in welcher der SD einen von der Fuldaer Bischofskonferenz geschaffenen Ersatz für die verlorenen politischen Parteien Zentrum und Bayerische Volkspartei sieht, einen Ersatz, „der diese organisatorisch noch übertrifft“ (S. 64).

5. Bei den meisten Vereinen begnügt sich der Sonderbericht mit einer Angabe des Namens, der verantwortlichen Männer oder Frauen, der Adresse der Geschäftsstelle und, wo möglich, der Mitgliederzahl. Eine Reihe von Organisationen jedoch wird ziemlich detailliert beschrieben, so daß ein recht ausführlicher Steckbrief entsteht. Die Marianische Männerkongregation beispielsweise nimmt die Seiten 3 bis 9, der Zentralverband der katholischen Frauen- und Müttervereine die Seiten 9 bis 12, der Reichsverband der katholischen Arbeitervereine Deutschlands zusammen mit der Katholischen Arbeiterinternationale und der Internationalen Sozialen Studienvereinigung die Seiten 18 bis 30 ein.

Zu den Organisationen mit einem ausführlichen Steckbrief zählt auch Schönstatt. Ihm hat das Sicherheitshauptamt des SD fünf Seiten gewidmet, von Seite 13 bis 17 einschließlich, wobei auf Seite 13 lediglich die erste Zeile noch zu der vorausgehenden Beschreibung des Zentralverbandes der katholischen Frauen- und Müttervereine gehört.

6. Treten wir dem Text des SD-Steckbriefs über Schönstatt näher, so liegt es auf der Hand, daß niemand in ihm eine unvoreingenommene Darstellung Schönstatts erwarten darf. Die Beschreibung ist in der Absicht verfaßt, Schönstatt als eine Organisation hinzustellen, die dem Geist und Wollen des „neuen“, d. h. von der nationalsozialistischen Partei beherrschten Deutschland zuwider, ja ihm ausgesprochen gefährlich ist. Dreierlei hebt das Sicherheitshauptamt an Schönstatt als gefährlich hervor: 1. daß es sich nationalsozialistische Ideale wie das des Helden geschickt zu eigen macht; 2. daß es in Konkurrenz zum Nationalsozialismus nach einer Erneuerung Deutschlands strebt und 3. im Dienste der damals, 1935, offenbar sehr gefürchteten Katholischen Aktion steht. Man muß sagen: Schlimmer konnten die Vorwürfe des SD gegen Schönstatt kaum sein.

Von besonderem Interesse ist, daß die Feindlichkeit Schönstatts gegenüber dem Nationalsozialismus in dem Sonderbericht so gut wie ausschließlich an der Person Josef Englings aufgewiesen wird. Weil Schönstatt in Josef Engling sein verpflichtendes Vorbild, die klassische Verwirklichung seines Wollens sieht, darum ist sein Geist mit dem Geist des „neuen Deutschland“ unvereinbar, darum muß es überwacht und schließlich bekämpft werden. Als Quelle zur Skizzierung der Person Josef Englings diente dem Sicherheitshauptamt hauptsächlich die zweibändige Lebensbeschreibung „Omnibus omnia“ von Pater Dr. Heinrich Schulte<sup>5</sup>. Aus ihr wählte man die Abschnitte aus, die dem beabsichtigten Nachweis am besten zu dienen schienen. Die Auszüge aus „Omnibus omnia“ werden dann noch durch einige kleine Zitate aus der Kurzbiographie von Anna Maria Wein-

<sup>5</sup> Dr. Heinrich Schulte P. S. M., Omnibus omnia. Lebensbild einer jugendlichen Heldenseele aus Schönstatts Gründungstagen, 2 Bde., Limburg (Lahn) 1932.

lein: „Josef Engling, ein jugendlicher Held“ ergänzt<sup>6</sup>. Das Endergebnis lautet: „Das also ist das Bild des Ideals, in dessen Geiste Deutschland katholisch erneuert werden soll“ (S. 17). Daß die Auswahl der Texte höchst parteiisch erfolgt, daß man sich bei den Zitaten oft genug nicht genau an den Text des Originals hält, daß die Auszüge aneinandergekoppelt werden — ohne Seitenangabe —, wie man es gerade für nützlich hält, das darf man dem Steckbrief eines nationalsozialistischen Geheimdienstes nicht allzu schwer anrechnen.

Der Bericht weist indes nicht nur beabsichtigte Verzeichnungen der Person Josef Englings und Schönstatts auf, er enthält auch Irrtümer, die zu einem guten Teil darauf zurückzuführen sind, daß der SD 1935 in Sachen Schönstatt offenbar noch vielfach im dunkeln tappte. So stimmt es zum Beispiel nicht, wenn in der kurzen Skizze über die Entstehung des Schönstattwerkes behauptet wird, sie habe die Form einer (Marianischen) Kongregation bis nach der nationalsozialistischen Revolution beibehalten (S. 13). Ebenso trifft nicht zu, daß man erst nach der nationalsozialistischen Revolution das Ideal des Helden­tums auszuwerten suchte und sich „jetzt plötzlich wieder“ daran erinnerte, „daß drei Schüler der Ordensschule“ — d. h. Josef Engling, Hans Wormer und Max Brunner — „Mitbegründer des Schönstattbundes waren und im Krieg gefallen sind (a. a. O.). Schon allein das für die Darstellung Schönstatts benutzte Werk „Omnibus omnia“ beweist, wie unzutreffend die Behauptung war. Endlich entbehrt es jeder Grundlage, wenn im letzten Abschnitt über die „Organisation des Schönstattbundes“ gesagt wird, daß die dem Bund angehörenden Jungmänner in Gruppen zu jeweils zwölf Mann zusammengefaßt seien, „die sich die ‚zwölf Apostel‘ nennen“ (S. 17). Hier ist der SD entweder einer falschen Information oder der eigenen Phantasie zum Opfer gefallen.

6. Da die Person Josef Englings in dem Steckbrief eine solche Schlüsselstellung einnimmt, darf in der Veröffentlichung des SD-Textes über Schönstatt aus dem Jahre 1935 ein Beitrag zum 70. Geburtstag Josef Englings am 5. Januar wie auch zu seinem 50. Todestag am 4. Oktober dieses Jahres gesehen werden. Der Text bestätigt auf seine Weise das Wort des Gründers Schönstatts, daß Josef Engling die im Leben nachvollzogene Gründungsurkunde und die vorausgelebte Gründungsgeschichte, das heißt: die personale Darstellung und Zusammenfassung Schönstatts ist.

In der nachstehenden Wiedergabe des Textes des Sonderberichtes sind bei den Zitaten aus Schulte, Omnibus omnia (zitiert: Oo) bzw. aus Weinlein, Josef Engling (zitiert: JE) die entsprechenden Seitenzahlen in eckigen Klammern hinzugefügt. Ebenfalls mit eckigen Klammern sind Auslassungen innerhalb der Zitate bezeichnet. Abweichungen vom Original bei Schulte und Weinlein werden in den Fußnoten vermerkt und korrigiert. Unterstreichungen sind in Kursivschrift wiedergegeben<sup>7</sup>.

<sup>6</sup> Anna Maria Weinlein, Josef Engling, ein jugendlicher Held. Den Kindern erzählt (Aus Schönstatts Geisteswelt: II. Eine Heerschar Mariens), Limburg (Lahn) 1933.

<sup>7</sup> An dieser Stelle sei dem Bundesarchiv Koblenz und vor allem Herrn Oberarchivrat Dr. Heinz Boberach für die freundliche Ermöglichung des Zugangs zu dem interessanten Dokument auf das herzlichste gedankt.

*Die Schönstattbewegung*  
(Bund für alle vier Stände)

*Entstehung:*

Die Schönstattbewegung geht vom Pallottinerkloster Schönstatt bei Vallendar a. Rhein aus.

Im Jahre 1914 wurde dort ein Bund der Schüler des Pallottiner-Internats (Missionsorden) gegründet, der zunächst nur die Form einer Kongregation hatte und auch weiterhin behielt bis nach der nationalsozialistischen Revolution. Man überlegte nun, unter welcher zugkräftigen Parole man dem sog. Schönstattbund neuen Auftrieb geben könnte, um ihn so der Katholischen Aktion zuzuführen.

*Ziel und Aufgabe des Schönstattbundes:*

Ähnlich, wie man nach der nationalsozialistischen Revolution erst auf den Gedanken kam, einen katholischen Frontkämpferbund zu gründen, suchte man nun auch im Schönstattbund das Ideal des Heldentums, das im neuen Deutschland wieder Geltung bekam, für den Katholizismus auszuwerten. Man erinnerte sich jetzt plötzlich wieder, nachdem über 15 Jahre vergangen waren, daß drei Schüler der Ordensschule Mitbegründer des Schönstattbundes waren und im Krieg gefallen sind.

Zunächst wurde eine kleine Kapelle zur „Gnadenkapelle“ mit dem „Gnadenbild der dreimal wunderbaren Mutter“ erklärt und als Wallfahrtsort bezeichnet und entsprechend propagiert. Um diesem Wallfahrtsort eine besondere Zugkraft für die moderne Zeit zu verschaffen, suchte man die Gebeine der drei gefallenen Mitbegründer des Schönstattbundes, Josef Engling, Max Brunner und Hans Wormer auf den Schlachtfeldern Frankreichs. Die beiden letzten hat man bereits in feierlicher Überführung aus Frankreich geholt und sie neben der Gnadenkapelle in Schönstatt beigesetzt, wo sie heute kultisch verehrt werden und das Wallfahrtsziel des Schönstattbundes bilden. Den ersten, Josef Engling, hat man bis jetzt noch nicht gefunden, betet aber eifrig um seine Auffindung. Er wird als das Ideal des neuen deutschen Nationalhelden hingestellt und verehrt.

In ihnen sieht man die Vollendung des katholischen Soldaten- und Heldentums, der Lebenshingabe für Gott und die Nation, überhaupt das Symbol der Erneuerungsbewegung Deutschlands. Es ist ein typisches Beispiel dafür, wie man Heilige macht, so wie man sie gerade braucht.

Da es vor einer Seligsprechung üblich ist, eine Lebensbeschreibung des Seligzusprechenden zu schreiben, hat der Pallottinerpater Dr. Heinrich Schulte bereits eine solche von Josef Engling herausgegeben. Sie trägt den Titel: „Omnibus omnia“ (allen alles) und den Untertitel: „Lebensbild einer jugendlichen Heldenseele aus Schönstatts Gründungstagen“ (2 Bände). Darin heißt es:

[Omnibus omnia I, S. 79:] „Das Schuljahr 1915/16 führte Josef Engling auf den Höhepunkt seines persönlichen Heiligkeitsstrebens während der Schönstätter Zeit und brachte seiner ganzen Klasse und der ganzen Abteilung (deren Führer

er inzwischen geworden war) eine Blütezeit erzieherisch-apostolischer Gemeinschaftsarbeit. Umfangreiche und zuverlässige Aufzeichnungen gestatten uns einen tiefen Einblick in das Leben und Streben jener Tage, die am besten Josefs Wesen und Seele und die Gedankenwelt der ganzen Gemeinschaft offenbaren“<sup>8</sup>.

und weiter:

[S. 200:] „Eine<sup>9</sup> große Idee ließ ihn sogar den Weltkrieg verstehen. Er schreibt (in einem Brief)<sup>10</sup>: „In dieser Zeit wurde mir auch die Bedeutung des Weltkrieges klar . . . [S. 201:] Wieviel Anregungen geben<sup>11</sup> uns Sodalen die jetzigen Verhältnisse und wieviele Sodalen haben infolge dieser Anregungen ein inneres Leben begründet und sind geistig stark geworden und würden<sup>12</sup> einst Großes wirken in der Öffentlichkeit. In noch viel<sup>13</sup> größerem Maße gilt das von unseren Sodalen draußen in der Kaserne und im Feld. Wieviel Nutzen hat schon die MTA (d. h. die Verehrung der Mater ter admirabilis)<sup>14</sup> gestiftet, die nur infolge des Krieges entstanden ist. Und wenn der Plan der geistigen Erneuerung Deutschlands von Schönstatt aus zur Durchführung kommt, dann tritt die gebildete Welt für Glaube und Sittlichkeit ein und wird das niedere Volk mit sich emporreißen . . . Mein Apostolat erstreckt sich auf die Verehrung der Mutter Gottes und auf die Verwirklichung des Planes: *Schönstatt soll ein zweites Ingolstadt werden.*“

Schönstatt soll also ein zweites Ingolstadt werden. Wie von Ingolstadt durch Petrus Canisius einst die Gegenreformation ausging, so soll von Schönstatt die große Erneuerungsbewegung in Deutschland gegen das neue Heidentum ausgehen<sup>15</sup>.

Engling wird aber nicht nur als Apostel, sondern auch als Soldat gezeichnet. Aber als Soldat von besonderer Art, wie die katholische Auffassung sich den Soldaten vorstellt. Dem deutschen Soldatentum, das dabei in ein schlechtes Licht gestellt wird, wird der echt-„katholische“ Soldat gegenübergestellt:

[S. 279:] „Am 19. November 1916 schlug für Josef Engling die Abschiedsstunde. Aus dem Frieden des Internats und der heiligen, reinen Atmosphäre des<sup>16</sup> Beru-

<sup>8</sup> Der vollständige Text dieser Stelle lautet in Oo: „II. ‚Das große Jahr‘. So hat man das Schuljahr 1915/16 aus rückschauender Erinnerung genannt. Es führte Josef Engling auf den Höhepunkt seines persönlichen Heiligkeitsstrebens während der Schönstätter Zeit und brachte seiner Klasse und der ganzen mittleren Abteilung unter seiner Leitung eine Blütezeit selbst-erzieherisch-apostolischer Gemeinschaftsarbeit, wie sie nachher nicht wieder erreicht wurde. Das vorhergehende Jahr war der Auftakt dazu. Umfangreiche und zuverlässige Aufzeichnungen gestatten einen tiefen Einblick in das Leben und Sterben jener Tage. Ein Querschnitt durch dieses Arbeitsjahr auf Grund der vorhandenen Niederschriften und Berichte wird darum am besten Josefs Wesens und Seele und die Gedankenwelt der ganzen Gemeinschaft offenbaren.“

<sup>9</sup> Oo: Diese große Idee.

<sup>10</sup> Der Text in Klammern steht nicht in Oo.

<sup>11</sup> Oo: gaben.

<sup>12</sup> Oo: werden.

<sup>13</sup> „viel“ fehlt in Oo.

<sup>14</sup> Mit dieser Deutung der Abkürzung „MTA“ irrt der Sonderbericht. Gemeint ist die Zeitschrift „Mater Ter Admirabilis“.

<sup>15</sup> Petrus Canisius hat zwar auch in Ingolstadt gewirkt (1549–52), doch hat sich Schönstatt in der sog. „Parallele Ingolstadt-Schönstatt“ nicht auf ihn, sondern auf Pater Jakob Rem S. J. und sein „Colloquium Marianum“ bezogen.

<sup>16</sup> Oo: seines Berufes.

fes wurde er ja<sup>17</sup> hineingerissen in den Strudel eines wilden, unbarmherzigen Lebens mit außerordentlichen<sup>18</sup> Schwierigkeiten und Gefahren. Sein ideales Streben wurde jetzt in schärfster Form geprüft auf seine Echtheit und Kraft.“

Er erhält den Gestellungsbefehl und schreibt an seinen Vater:

[a. a. O.:] „Gleich darauf klärte uns unser Spiritual auf<sup>19</sup> über das Militärleben und seine großen Gefahren. [S. 280:] Der Gedanke an Maria tröstet mich, hält mich hoch und ich bin deshalb auch ganz ruhig. Lieber Vater, Du hattest in Deinem letzten Brief<sup>20</sup> gewünscht, daß ich wenigstens zur Artillerie gekommen wäre, dann wäre die Gefahr wenigstens nicht so groß<sup>21</sup>, daß ich fiel. Gewiß<sup>22</sup>, auch mir wäre es lieb, wenn ich zur Artillerie gekommen wäre, aber es hat nun einmal unserer Mutter droben so gefallen . . . [S. 281:] Wenn es mir auch nicht bangt, so muß ich doch gestehen<sup>23</sup>, es wird manche harte Nuß<sup>24</sup> zu knacken geben. Dann, liebe Eltern, um eine Unterjacke und eine Unterhose bitte ich<sup>25</sup> . . . Ich habe in den vier Jahren meines Hierseins noch keine getragen, aber beim Militär wird es nicht nur wegen der Kälte, sondern auch aus anderen Gründen gut sein.“

Der Apostel, nun beim Militär, wird nachdrücklich von dem „verkommenen“ Soldatentum abgehoben:

[S. 287:] „In enger Lebensgemeinschaft war er nun<sup>26</sup> Tag und Nacht an Menschen gebunden, die aus den verschiedensten Bevölkerungsschichten bunt zusammengewürfelt waren, an Menschen der verschiedensten Weltanschauung und Lebensauffassung<sup>27</sup>, die zudem durch das geisttötende Kriegshandwerk immer roher und stumpfer wurden, unter denen das Beste<sup>28</sup> gewöhnlich die frechste Stirn zeigte. [a. a. O., Abs. 3:] Der Soldatenberuf war außerdem ganz auf äußere, körperliche Leistung eingestellt. Der Drill und die militärische Erziehung suchten die ganze Persönlichkeit in den Dienst dieser Aufgaben zu stellen und darum jedes selbständige Eigeninteresse und Eigenleben<sup>29</sup> abzudrosseln . . .

Das mußte natürlich die Seele stumpf und unempfindlich machen für alle höheren Ideale. [S. 288:] Es war in Engling<sup>30</sup> ein Kampf der Seele gegen die Maschine. [a. a. O., Abs. 3:] Bei der einseitigen Betonung der Disziplin und Autorität im damaligen Heer war der Soldat naturnotwendig der Macht und auch der Willkür

<sup>17</sup> Oo: jäh.

<sup>18</sup> Oo: außergewöhnlichen.

<sup>19</sup> Oo: „auf“ steht am Ende des Satzes.

<sup>20</sup> Oo: im letzten Brief.

<sup>21</sup> Oo: nicht ganz so groß.

<sup>22</sup> Oo: Gewiß, lieber Vater, . . .

<sup>23</sup> Oo: so muß ich mir doch gestehen.

<sup>24</sup> Oo: harte und schwere Nuß.

<sup>25</sup> „bitte ich“ ist an dieser Stelle zur Vervollständigung des Satzes eingefügt.

<sup>26</sup> Oo: von nun an.

<sup>27</sup> Oo: Lebensführung.

<sup>28</sup> Oo: Laster.

<sup>29</sup> Oo: rücksichtslos.

<sup>30</sup> „in Engling“ fehlt in Oo.

seiner militärischen Vorgesetzten<sup>31</sup> ausgeliefert [...] Mancher erlag im Besitze seiner fast unbeschränkten Befehlsgewalt einem Machtrausch, der ihn zu Schikannen verleitete, die aller Vernunft und Menschenwürde Hohn sprachen. [S. 301:] Der rauhe Ton des Kasernenhofes war seinem feinen Empfinden an sich zuwider, [...] doch fand er sich mit dem Schimpfen und den bombastischen Kraftausdrücken der Unteroffiziere ebenso rasch ab wie mit dem typischen schnarrenden Leutnantston.“

Engling schrieb in einem Brief an seinen Freund:

[Omnibus omnia II, S. 186:] „Von der Wahrheit der idealen Auffassung der Vaterlandsliebe bin ich nicht ganz überzeugt. Aber trotzdem mag ich mich nicht drücken. Gott hat den Krieg zugelassen und uns durch die<sup>32</sup> Obrigkeit in den Kampf gerufen. Aber<sup>33</sup> wie schon gesagt, bin ich über die Erhabenheit des Vaterlandes, über das ideale Gut eines Vaterlandes nicht überzeugt“<sup>34</sup>.

Das mag schon genügen, um diesen „katholischen Helden“ zu charakterisieren und damit die Schönstattbewegung.

Eine andere Lebensbeschreibung Englings ist von Anna Maria Weinlein verfaßt und für die Jugend bestimmt. Diese kleine Schrift trägt auf der Titelseite einen Stahlhelm. In dem Kapitel: „Der Held“ heißt es dort:

[a. a. O., S. 28:] „So (mit dem Schönstattgeist ausgerüstet<sup>35</sup>) legte Josef<sup>36</sup> des Kaisers Rock an und begann die schwerste Zeit seines Lebens. Aber gerade jetzt zeigte er, daß er ein ganzer Held war. Er war kein strammer Soldat und konnte auch nicht gut schießen. Deswegen hatte er viel zu leiden. [S. 30:] Ganz besonders litt er unter den häßlichen Gesprächen seiner<sup>37</sup> Kameraden. [S. 31:] So rang Josef mit sich und heiligte sich mitten im Schlachtenlärm, inmitten einer gott- und sittenlosen Welt“<sup>38</sup>.

Eine weitere Biographie des Hans Wormer, von derselben Verfasserin, zeigt auf dem Umschlagdeckel das Schwert, das Symbol des Jungstahlhelms<sup>39</sup>.

Das also ist das Bild des Ideals, in dessen Geiste Deutschland katholisch erneuert werden soll. Unter dem Deckmantel der Heldenverehrung zeigt sich nur zu deutlich der wahre Zweck, der Kampf für die Katholische Aktion.

<sup>31</sup> Oo: fast bedingungslos.

<sup>32</sup> Oo: seine Obrigkeit.

<sup>33</sup> „Aber“ fehlt in Oo.

<sup>34</sup> Gerade dieser Text ist ein Beispiel einseitiger Auswahl; er kann ohne seinen Kontext nicht richtig verstanden werden.

<sup>35</sup> JE: Text in Klammern fehlt.

<sup>36</sup> JE: in Hagenau.

<sup>37</sup> JE: schlechter Kameraden.

<sup>38</sup> JE: Umgebung.

<sup>39</sup> Natürlich hatte Schönstatt nichts mit dem Jungstahlhelm zu tun.

- *Organisation des Schönstattbundes:*

Der Schönstattbund umfaßt alle vier Naturstände. Nämlich die Männer, Frauen, Jungmänner und Jungfrauen (wie die K. A.<sup>40</sup>). Diese Stände bilden den Männerbund und den Jungmännerbund, den Frauenbund und den Jungfrauenbund. Außerdem besteht noch ein Priesterbund als führender Bund. Über die Organisation des Schönstattbundes in der neuen Form ist noch wenig bekannt, da sie ungefähr nur ein Jahr besteht. Die dem Bunde angehörenden Jungmänner, die die Elite der Jungmännersäule der K. A. bilden, sind jeweils in Gruppen zu 12 Mann zusammengefaßt, die sich die „12 Apostel“ nennen. Es scheint, daß die einzelnen Bünde in Gauen zusammengefaßt sind. Nach bisherigen Feststellungen besteht der Schönstattbund in den Diözesen Köln, Aachen, Paderborn, Münster und Limburg<sup>41</sup>. Der Sitz und die Zentrale des Bundes sind im Pallottinerkloster in Schönstatt b. Vallendar a. Rhein.

*Zeitschrift* des Schönstattbundes: „*Mater ter admirabilis*“. Herausgegeben vom Pallottinerkloster Schönstatt.

*Abzeichen* des Bundes: Das M (Maria) und Kreuz in einem Kreis.

<sup>40</sup> „K. A.“ = Katholische Aktion.

<sup>41</sup> Zwei Diözesen, in denen Schönstatt auch damals schon sehr stark verbreitet war: Rottenburg und Freiburg, sind also nicht erwähnt.

# Konkreter Glaube

Von Pater Joseph Kentenich

## I.

Was Heilige Schrift, Kirchenväter, Kirchenlehrer, Theologen und Heilige allgemein von der fundamentalen Bedeutung des Glaubens für das christliche Leben sagen, gilt nicht nur *auch* von seiner konkretesten Spielart, vom Vorsehungsglauben, es gilt heute von ihm in besonderer Weise. Der Grund ist leicht ersichtlich. Wegen der außergewöhnlich starken Gefährdung des Vorsehungsglaubens durch die vielgestaltige Unbegreiflichkeit der göttlichen Weltregierung muß der Glaube hier seine besondere Bewährung, gleichsam die Probe aufs Exempel bestehen. Mehr noch: Lebendiger Vorsehungsglaube ist nicht nur Ausdruck, sondern auch Mittel zur Verlebendigung des gesamten übernatürlichen Organismus. Darum wundert es uns nicht, daß alle großen religiösen Persönlichkeiten, die uns die Bibel schildert, Heroen des Vorsehungsglaubens waren und die härtesten Glaubensproben gerade auf diesem Gebiet bestehen mußten.

Das gilt — um wenigstens zwei Beispiele zu nennen — von Abraham, den Paulus den Vater des Glaubens, und von der Gottesmutter, die Alfons von Ligouri die Mutter der Gläubigen heißt. Beide zeichneten sich durch einen hochgradigen, in harten Kämpfen bewährten Vorsehungsglauben aus. Die Seligkeit, die die Heilige Schrift dem Glauben schlechthin zuschreibt, wird von der Mutter der Gläubigen in besonderer Weise ausgesagt. So spricht der Heilige Geist durch Elisabeth: „Selig, weil du geglaubt hast!“ Und während Jakob seinen Blick in die Vergangenheit richtet, um im Nachkosten göttlicher Erbarmungen durch gnädige Führungen und Fügungen auszuruhen, sind Abrahams Geist und Herz vornehmlich auf das Kommende, auf die Zukunft eingestellt. Als Träger der großen Verheißungen des auserwählten Volkes hält er in allem, auch in den verzweifeltsten Lagen ohne Wanken und Schwanken gläubig fest, daß seine Nachkommenschaft zahlreich wird wie der Sand am Meere; daß ihr das Gelobte Land, in dem Milch und Honig fließen, als Eigentum zuteil wird, und daß aus ihr der Erlöser hervorgehen wird. Dieser Glaube gerät nicht in Erschütterung, als Gott ihn die Heimat verlassen und in die Fremde wandern heißt; auch dann nicht, als göttliche Führungen das dreifache Wort der Verheißung Lügen zu strafen scheinen. Er lebt so stark in der Wertwelt Gottes, er steht so fest auf dem Boden der jenseitigen Wirklichkeit, daß er bereit ist, auf Gottes Geheiß hin gegen seinen Sohn das Schlachtmesser zu zücken,

selbst wenn dadurch jede Aussicht auf Erfüllung der Verheißungen ausgeschlossen wird. Es ist für ihn selbstverständlich, daß Gottes Wege anders sind als Menschenwege und daß menschliches Klügeln nicht gelüsten soll, die göttliche Unbegreiflichkeit zu durchdringen. Newman sagt deshalb von ihm:

„Abraham scheint etwas überaus Edles und Hochherziges an sich gehabt, scheint die Gabe besessen zu haben, das Unsichtbare wie gegenwärtig, das Gedachte wie verkörpert vor sich zu sehen. Er folgte dem Winke Gottes in das Dunkel der Zukunft ebenso rasch, ebenso entschlossen, ebenso freudigen Herzens und sicheren Schrittes, als wandelte er im hellsten Tageslichte. Darin liegt etwas unlegbar Großes, und deshalb nennt der heilige Paulus Abraham unseren Vater, den Vater der Christen ebenso wie den der Juden. Denn wir sind ja in besonderer Weise gehalten, im Glauben zu wandeln und nicht im Schauen, werden gesegnet im Glauben, gerechtfertigt durch den Glauben wie der gläubige Abraham.“

Seither scheinen alle, die ähnlich wie Abraham berufen sind, Vater oder Mutter vieler Völker zu werden, in diese harte Schule des Vorsehungsglaubens genommen zu werden. So war es auch bei der Gottesmutter. Das innere prophetische Licht mag in ihr außergewöhnlich groß und hell gewesen sein, an harten, ja an härtesten Prüfungen ist ihr Glaube, vor allem ihr Vorsehungsglaube, nicht vorbeigekommen. Die Widersprüche zwischen Verheißung und Erfüllung vermehren sich in ihrem Leben: Sie bricht darob nicht zusammen, im Gegenteil! Mit ihrem Glauben wächst das ganze übernatürliche Leben in ihr bis zur Vollendung. Kraft der Verheißung sollte ihr Sohn auf dem Thron seines Vaters David sitzen, und seines Reiches sollte kein Ende sein. Und die Wirklichkeit? Das Kind kommt im Stall zur Welt, es muß fliehen vor Herodes. Nach der Rückkehr aus der Verbannung lebt es drei Jahrzehnte lang verborgen das Leben eines Arbeiterkindes in einem unscheinbaren Winkel der Welt, in einer unansehnlichen Behausung, ohne außergewöhnliche Zeichen und Wunder. Maria aber wankt nicht im Glauben an seine Gottheit und seine Sendung. Die Hochzeit zu Kana zeigt, daß ihr Glaube trotz des langen und tiefen Dunkels nicht erschüttert ist: Noch nie hat sie ihren Sohn ein Wunder wirken sehen. Johannes macht eigens darauf aufmerksam, daß das Wunder auf der Hochzeit das erste gewesen ist, das der Herr wirkte. Und er hat es gewirkt auf die Bitte seiner Mutter, die trotz dreißigjähriger Verschleierung seiner göttlichen Allmacht überzeugt war, daß er durch sein Wort Wasser in Wein verwandeln könne. Die härteste Feuerprobe mußte ihr Glaube unter dem Kreuze bestehen. Der, dem Thron und Herrschaft versprochen waren, hängt am Schandpfahl des Kreuzes und stirbt als Verbrecher. Himmel und Erde wankten. Maria stand aufrecht, nicht nur dem Körper nach, sondern in ihrem Glauben und durch ihren Glauben. Der heilige Bernhard hebt hervor: In Maria allein stand während jener Tage der Glaube der Kirche. Alle anderen zweifelten; sie aber, die durch den Glauben empfangen hatte, blieb im Glauben standhaft. Still und stark beugte sie sich den göttlichen Plänen, auch wenn sie in Dunkelheit gehüllt waren. So machte sie das Wort aus der Verkündigungsszene wahr: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe nach deinem Worte!“

## II.

Ein Großteil der heutigen Christen ist den Prüfungen des Vorsehungsglaubens nicht gewachsen. Die Gefährdung, der heute viele zum Opfer fallen, kommt von außen und von innen: von außen durch eine außergewöhnliche Bedrohung, von innen durch eine verheerende Verkümmernng des ganzen Seelenlebens.

1. Die Bedrohung von außen hängt einmal mit dem sich vollziehenden Gestaltwandel der Kirche zusammen. Ihre offenbar mehr und mehr zusammenbrechende Machtstellung in Staat, Gesellschaft und Kultur ist für viele Christen eine harte Nuß, die sie nicht zu knacken wissen, ein Ärgernis, mit dem sie nicht zurechtkommen, eine Glaubensprobe, die zu bestehen sie nicht imstande sind. Freilich, es gibt Antworten auf die genannten Probleme. Ob sie aber den Kern treffen und für dauernd überzeugen? Man kann zum Beispiel den überzeitlich übernatürlichen und unveränderlichen Charakter des Christentums von seiner zeitbedingten wandelbaren Form unterscheiden und von diesem Standpunkt aus Verständnis für die heutige Lage der Kirche und ihre neuzeitlichen Aufgaben wecken. Man kann ferner zur Beruhigung der Gemüter Vergleiche ziehen zwischen der Güte des Christentums von gestern und heute und auf die erschwerenden Zeitverhältnisse hinweisen. Solche Antworten mögen mancherlei zur Klärung beitragen. Sie treffen aber nicht die Wurzel und damit nicht die letzten Absichten Gottes. Er will uns offenbar wieder zurückführen zum wesenhaften Vorsehungsglauben und zu seinen grundlegenden Fundamenten. Ohne daß wir es recht gemerkt haben, ist unser Glaube krank und schwindsüchtig geworden. Tiefgründige, echte Gläubigkeit weiß und fühlt sich durch das Zerbrechen der Großmachtstellung der Kirche in der gewohnten geschichtlichen Form — ähnliches gilt von Enttäuschungen im eigenen Leben — nicht erschüttert und verwirrt, sondern neu aufgerufen und entzündet zu vollendeter persönlicher Hingabe an Gott und zur vollen Entfaltung und zur Rückeroberung des kirchlichen Welteinflusses in neuer Gestalt.

Wir haben zu häufig die Vorerkenntnisse apologetischer Art (die *praeambula fidei rationabilia*), die eine Glaubwürdigkeit des Christentums begründen, mit dem übernatürlichen Glauben selbst verwechselt, der in der Autorität Gottes und in seiner Gnade wurzelt. Die Glaubwürdigkeitsmotive mögen verblassen und sich wandeln; angewandt auf unseren Fall: Die Großmachtstellung der Kirche mag erschüttert werden, die äußerlich feststellbaren Erfolgsaussichten mögen auf ein Mindestmaß zusammenschrumpfen, das alles berührt nicht das Wesen des Glaubens, es bringt ihn nicht in Verwirrung, sondern weckt seine Kräfte und treibt sie zur Vollendung. In dem Augenblick, da der Glaube sich nicht mehr auf sichtbare Erfolge und greifbare günstige Aussichten sowie menschliche Mittel berufen kann, fängt er an, in seiner vollen Eigenart wirksam zu werden und Triumphe zu feiern. Er bleibt unerschütterlich dabei, daß Der, der auf dem Throne sitzt, dem Lamm, das wie geschlachtet vor ihm liegt, die Zügel des Weltgeschehens, die Weltregierung in die Hand gegeben hat und daß das Lamm die Zügel festhält und die große Heilsplanung der ewigen Allmacht, Weisheit und Güte auch in wirren Zeitverhältnissen unbeirrt durchführt. In allen Ereignissen der Weltgeschichte

erblickt er die planvolle Heimholung der Auserwählten von seiten Gottes und antwortet mit einer sieghaften Heimkehr durch Christus im Heiligen Geiste zum Vater. Er hat keine Ruhe, bis seine ganze Person mit allem, was sie hat und ist, sich Gott und seinen Wünschen unterworfen und ausgeliefert hat. Daß der Verstand dabei auch Gegengründe geltend machen kann, ficht ihn nicht an, weil die Glaubensgnade diese Gegengründe überwindet und unwirksam macht.

Zur Bedrohung von außen gehört ferner die außergewöhnlich starke Belastung durch die sich überstürzenden Wirren der Zeit. Was das Schwinden der greifbaren Glaubwürdigkeitsmotive grundgelegt hat, wird nicht selten durch die fortschreitenden Erfolge der Gegenseite, durch die Erschütterung der ganzen Welt- und Gesellschaftsordnung und durch das unvorbereitete Hereinbrechen des neuen technischen Zeitalters, da und dort auch durch blutige Verfolgung der Christen fortgesetzt und bis ins menschlich Unfaßbare gesteigert. So sieht für den Christen das Kreuz seiner zeitgeschichtlichen Situation aus, an das er geheftet ist und an dem er gleichsam Todesnot verkostet. Der Heroismus des praktischen Vorsehungsglaubens allein bringt es fertig, Gott auch auf der Spitze des heutigen Zeitgeschehens sichtbar zu machen und für Verstand, Wille und Herz die Leiter anzulegen, um zu ihm zu gelangen und sich ihm zu überlassen. Diesem Glauben allein glückt es, dafür zu sorgen, daß schreiende Mißverhältnisse, bedrohte Existenz- oder Verfolgungsnot nicht zu Totengräbern, sondern zu Geburtshelfern Christi des Gezeugten und siegreich Auferstandenen in den Seelen werden und daß die Völker-, Familien- und persönliche Lebensgeschichte keine Ehescheidungs-, sondern eine beschleunigte Vermählungsgeschichte zwischen Christus und der menschlichen Gesellschaft wird.

2. Die Gefahr von innen — so sagten wir — besteht in einer Verkümmernng, ja in einer Verkrüppelung des gesamten menschlichen Seelenlebens. Hier sei aus dem, was gemeint ist, nur ein Punkt hervorgehoben und mit dem Vorsehungsglauben in Verbindung gebracht: die Vermassungs- und Entpersönlichungstendenz. Damit nennen wir einen Krankheitskeim, den wir als Kinder unserer Zeit bewußt oder unbewußt alle in uns tragen, der das schlichte Leben aus dem Vorsehungsglauben bedeutend erschwert, der allerdings auch durch den Vorsehungsglauben überwunden werden kann.

Was unter Vermassung und Entpersönlichung zu verstehen ist? Das moderne Leben, das einer riesenhaften Maschine gleicht, hat keine Ruhe, bis die Menschen und die Völker willkürlich ersetzbar und beliebig austauschbare Teile und Stücke an diesem mechanischen Riesenapparat geworden sind, der zwar nach Art einer genau funktionierenden Versorgungsmaschine das Gesamtwohl im Auge hat und zu fördern sich bemüht (etwas Gutes muß er ja bezwecken, sonst fände er keine Anhänger!), dabei aber dem einzelnen völlig uninteressiert gegenübersteht. Danach ist die Masse alles, die Persönlichkeit nichts. Wie überall, so ist auch hier der Teufel der Affe Gottes. Er ahmt Gott nach, aber in sehr unvollkommener Weise und verfolgt dabei das Ziel der Selbstvergötzung.

Der christliche Glaube dagegen zeigt uns den Vatergott in seiner Sorge um die Weltregierung unter einem dreifachen Gesichtspunkte, er kennt eine dreifache göttliche Vor-



fassen. Lassen wir uns mit dem Strome der Welt treiben und lesen wir unsere religiösen Kenntnisse, wie es eben kommt, da und dort zusammen, dann können wir nur geringes oder gar kein Verständnis für diese besondere Vorsehung Gottes haben. Wir verstehen, daß Gott nach einem großen Plan arbeitet, verstehen aber nur schwer die wunderbare Wahrheit, daß er über den einzelnen wacht und an ihn denkt. Wir können nicht recht glauben, daß er wirklich überall zugegen ist, überall, wo wir sind, wenn auch ungesehen . . . Wir können uns selbst nicht genügend durchdringen von der ernsten Tatsache, daß er in diesem Augenblicke sieht, was unter uns vorgeht; daß der eine fällt, der andere sich erhebt gemäß seinem unhörbaren und unsichtbaren Ratschlusse . . . Wir wissen, ER ist im Himmel, und vergessen darüber, daß er auch auf Erden ist. Dies ist einer der Gründe, warum die große Masse der Menschen so gottentfremdet ist . . . Dasselbe ist nicht selten mit Menschen der Fall, welche in Prüfung geraten. Die Welt verläßt sie und sie verzweifeln, weil sie nicht durchdrungen sind von der Güte und von der Nähe ihres Gottes. Sie finden keinen Trost in einer Wahrheit, welche für sie keine Wirklichkeit, sondern nur eine fromme Meinung ist.“

Die Lebensgeschichte der Heiligen zeigt, daß alle ohne Ausnahme erst von dem Augenblicke an anfangen, ganz für das Gute geöffnet zu sein und den Weg zum Gipfel christlicher Vollkommenheit wie Riesen zu laufen, als der Glaube an die besondere Vorsehung Gottes in Seele und Leben Wurzel schlug, d. h., als sie sich persönlich vom persönlichen Vatergott aufgenommen, sich wie seinen Augapfel von ihm gewertet und behandelt wußten, als sie mit dem heiligen Paulus aus lebendigster Überzeugung wiederholen konnten: „Er hat mich geliebt und sich für mich dahingegeben!“ Alle Heiligen ohne Ausnahme waren in ausgezeichneter Weise Menschen und Kinder des Vorsehungsglaubens. Daraus ergibt sich, von welcher Bedeutung die Erziehung zum Leben aus dem Vorsehungsglauben ist. Von welcher Tragweite aber muß eine solche Erziehung sein für eine Zeit, die bis in die Fingerspitzen hinein vermaßt und entpersönlicht ist!

## Der Mensch der Zukunft

Im September 1967 fanden sich in Oslo einige Dutzend Gelehrte aus aller Welt zum „International Future Research Inaugural Congress“ zusammen: Naturwissenschaftler, Soziologen, Mediziner, Techniker aus den USA, aus Japan, aus West- und Osteuropa. Es ging auf dieser Tagung um die Fragen der künftigen Entwicklung der Erdbevölkerung, der Verteilung der Rohstoffe, über die Entwicklung der Staaten und ihre Zusammenarbeit und schließlich „über den neuen Menschen und seine Zielsetzungen“.

Die Frage um die Zukunft des Menschen und der ganzen Menschheit beschäftigt heute nicht nur die Gelehrten, sondern weiteste Kreise, wenigstens in den industrialisierten Völkern. Das zeigt sich im ständigen Wachsen der Bücher und Zeitschriftenartikel, die zu diesem Thema erscheinen.

Allein in den letzten zwei Jahren sind im deutschen Sprachgebiet ein Dutzend neue Bücher herausgekommen, die sich mit dem Problem des zukünftigen Menschen befassen. Einige der neuesten seien hier erwähnt: „Der Mensch und seine Zukunft“, eine Wiedergabe des „Darmstädter Gespräch 1966“, erschienen in „Neue Darmstädter Verlagsanstalt“ 1967; „Die Zukunft als Problem des modernen Menschen“ von Prof. Dr. Eugen Böhler, Sammlung Rombach, Freiburg i. Br. 1966; „Aufstieg oder Niedergang der Welt?“ von Bischof Wilhelm Stählin, erschienen in der Bücherei der Salzburger Hochschulwochen 1966; „Ihr werdet sein wie Götter – Der Mensch in der biologischen Revolution“ von Heinrich Schirmbeck, Verlag Diederichs 1966; schließlich: Löbsack, „Die unheimlichen Möglichkeiten – Die manipulierte Seele“, Econ-Verlag Düsseldorf 1967. Es ließe sich eine lange Liste von weiteren Publikationen zu diesem Thema zusammenstellen.

Was sagen diese Autoren zum Thema „Der Mensch der Zukunft?“ Allgemein sind sie der Ansicht, daß der Mensch der kommenden Jahrhunderte eine andere Art von Mensch darstellen werde als der Mensch der Gegenwart und der vergangenen Jahrhunderte. Sie geben der Überzeugung Ausdruck, daß die moderne Technik nicht nur die äußere Welt, sondern auch den Menschen selber in tiefgreifender Weise umgestalte. Man redet geradezu von einer „Mutation“ des Menschen, die im Gange sei und deren Endergebnis gleichsam eine neue Spezies Mensch darstellen werde. Darüber sind sich alle einig, daß „ein neuer Mensch“ im Kommen ist.

Aber bei der Frage: „Wie wird dieser neue Mensch der kommenden Jahrhunderte aussehen?“ gehen die Ansichten weit auseinander. Auf der einen Seite gibt es Forscher und Gelehrte, die optimistisch sind. Sie geben sich der Hoffnung hin, daß es mit Hilfe der modernen Wissenschaft und Technik gelingen werde, einen besseren, geistig und körperlich vollkommener entwickelten Menschen heranzubilden. Es sind vor allem Biologen, Psychologen, Naturwissenschaftler, Techniker, die diesen Fortschrittsglauben vertreten. Man kann unter ihnen drei Gruppen unterscheiden. Die einen hoffen durch Eingriffe in die Erbanlagen *die körperliche Struktur* des Menschen verbessern und damit eine Mutation zu einer höheren Form des Menschseins herbeiführen zu können. Wir finden diese Ansicht z. B. in dem von Heinrich Schirrnbeck herausgegebenen Buch „Ihr werdet wie Götter“. Darin wird geschildert, wie es in Zukunft möglich sein werde, ganze Menschengruppen zu Übermenschen heranzuzüchten, etwa durch gezielte Injektionen von Nukleinsäure zur Veränderung des Erbgutes, oder durch Koppelung von Parthogenese und Eugenik, indem einer befruchteten menschlichen Eizelle der Kern entfernt und an seiner Stelle ein Kern aus einer Körperzelle eines genialen Menschen eingepflanzt wird. So könnten nach Wunsch „bedeutsame Menschen“ produziert werden. „Eine neue Periode in der Geschichte der Menschheit beginnt. Die Schöpfung des Menschen kündigt sich selber kündigt sich an . . .“

Eine zweite Gruppe von Optimisten stellen jene dar, die durch eine „*Manipulation der Seele*“ einen bessern Menschen herbeiführen wollen. Schon gibt es für bestimmte Zwecke „Wahrheitspillen“ und „Tugendpillen“, um die Menschen in einer bestimmten Situation dazu zu bringen, die Wahrheit zu sagen oder nicht aggressiv und böseartig, sondern ruhig und folgsam wie ein Lamm zu sein. Wie weit man auf diesem Gebiet schon gekommen ist, enthüllt das neu im Econ-Verlag erschienene Buch „Die manipulierte Seele“.

Eine dritte Gruppe von Optimisten bilden jene, die durch die stete Verbesserung der *äußeren Lebensbedingungen* einen höherentwickelten Menschen erwarten. Ihre Überzeugung ist diese: Wenn wir die Erde mehr und mehr zu einem Paradies machen, wird der Mensch von selber darin besser und höher entwickeln, wie etwa ein Baum in einem günstigen Klima sich besser entwickelt als in einem ungünstigen. Machen wir die Erde vollkommen, wird auch der Mensch vollkommen werden! Das ist die Zukunftshoffnung der Kommunisten.

Diesen optimistisch urteilenden Zukunftspropheten steht auf der anderen Seite eine große Zahl anderer gegenüber, die im Hinblick auf die künftige Entwicklung des Menschen düstere Prognosen stellen. Sie sehen als Endergebnis des gegenwärtigen Wandels nicht eine bessere, sondern eine schlechtere Form des Menschen. Es sind vor allem Vertreter der Geisteswissenschaften, die zu dieser Gruppe zählen: Philosophen, Pädagogen, Soziologen; aber auch Männer der Wirtschaft, der Technik und der Naturwissenschaft findet man unter ihnen. Es sind durchweg Männer, die an erster Stelle die geistige Kultur und Entwicklung des Menschen im Auge haben. Sie glauben nicht daran, daß durch Eingriffe in die körperliche oder seelische Struktur des Menschen möglich ist, einen besseren Menschen herbeizuführen. Sie glauben auch nicht, daß eine technisch

s- höher entwickelte Welt auch höher entwickelte Menschen mit sich bringe. Sie befürch-  
id ten das gerade Gegenteil: daß die Welt zwar immer vollkommener, der Mensch aber  
er immer unvollkommener werde.

r- Sie sehen geradezu ein Verhängnis darin, daß der Mensch durch die Entwicklung der  
n, Technik zwar immer reicher wird an äußeren, materiellen Werten, zugleich aber ärmer  
n. an inneren, geistigen Werten, so daß als Endergebnis ein unentwickelter, primitiver  
in Mensch in einer hochzivilisierten Welt stehen wird. „Wir haben Angst, weil wir einer  
a- Entwicklung verhaftet sind, in der die Technik immer vollkommener und der Mensch  
se immer unvollkommener wird“, schreibt einer dieser besorgten Denker und Deuter unse-  
in rer Zeit. „Der Mensch wird immer unvollkommener, weil er immer einseitiger und aus-  
r- schließlicher auf intellektuelle Fähigkeiten und technische Leistungen dressiert ist, und  
in weil darüber die tieferen Kräfte des Gemütes, die Einfalt des Herzens und die Organe  
se für die Wahrnehmung der Hintergründe der nur an ihrer Oberfläche beachteten Wirk-  
in lichkeit verkümmern. Hier wurzelt auch der eigentliche Mangel unserer Bildung, der  
d. wahre ‚Bildungsnotstand‘, weil nämlich die Einheit, Ganzheit und Tiefe des Menschen  
te der einseitigen Züchtung der für die Technik nötigen Fähigkeiten geopfert werden“  
h (Wilhelm Stählin: „Aufstieg oder Niedergang der Welt“, S. 20).

zr „Jede echte Kultur beginnt mit Anspruchslosigkeit und Bedürfnislosigkeit, mit Sparsam-  
le keit, nicht hinsichtlich des Geldes, sondern hinsichtlich des Verbrauchs. Wir sind aber  
n gezwungen, das Gegenteil des Vernünftigen zu tun und können uns dem Terror dieses  
ft Konsumzwangs nicht entziehen. Richard von Weizsäcker, der Präsident des Deutschen  
n Evangelischen Kirchentags, hat in Köln das Wort geprägt: ‚Es ist alles verloren, wenn  
er wir uns entschlossen haben, auf nichts zu verzichten.‘ Oder, wie ich kürzlich gelesen  
r habe: ‚Für jede Bequemlichkeit muß der Mensch ein Teilchen seiner menschlichen  
h Existenz preisgeben“ (a.a. O., S. 23/24).

n Ähnliche Gedanken entwickelt der Volkswirtschaftler Prof. Dr. h. c. Eugen Böhler in sei-  
h nem erwähnten Buch: „In Wirklichkeit kann die Befriedigung (des Menschen) nur durch  
n innere Änderung erfolgen, durch die Konkretisierung der menschlichen Werte in der  
e Person. Insofern ist der äußere Fortschrittsglaube eine Flucht in die Zukunft und zugleich  
g eine Form der Heuchelei, weil die innere Entwicklung vernachlässigt wird“ (S. 28).

e „Da sich das Vollkommenheitsstreben (des modernen Menschen) fast ausschließlich nach  
i- außen wendet, ist ihm die Möglichkeit der Befriedigung von vornherein versagt. Daher  
:- ist es paradoxerweise die Quelle des Relativismus, Nihilismus und der Selbsterstörung.  
r Denn es wird eine Bewegung im luftleeren Raum, im Abstrakten, in der Ideologie. Es  
l, wird getragen von einem allgemeinen Humanitätsideal und leistet im einzelnen nur der  
k Brutalität Vorschub (Jacob Burckhardt), weil die Ideale nur durch einen inneren Fort-  
schritt der Person Wirklichkeit werden können“ (S. 29).

s Auf diese unheilvolle Entwicklung, die sich aus der Überbewertung der äußeren mate-  
n riellen Werte und der Unterbewertung der inneren geistigen Werte des Menschen ergibt,  
r haben weitblickende Männer schon vor Jahrzehnten hingewiesen. Es sei hier nur an die  
aufrüstenden Bücher und Zukunftsprognosen des französischen Arztes Alexis Carrel

und des spanischen Philosophen Ortega y Gasset erinnert. „Die Gruppen und Völkern schreibt Carrel, „bei denen die industrielle Zivilisation ihre höchste Entwicklung erreicht hat, sind eben die, die am meisten erlahmen und bei denen die Rückkehr zum Barock am raschesten vor sich geht“ (Alexis Carrel: Der Mensch — das unbekannte Volk, List-Verlag 1955, S. 32).

„Hinter den modernen Lebensgewohnheiten verbirgt sich ein grundlegender Schmerz. In der von der Technik erschaffenen Umwelt entwickeln sich gerade unsere wesentlichen Funktionen nur unvollkommen. So Wunderbares die wissenschaftliche Zivilisation vollbringt, die menschliche Persönlichkeit geht ihrer Auflösung entgegen“ (a. a. O., S. 129).

„Die Welt ist zivilisiert, aber ihre Bewohner sind es nicht; sie sehen nicht einmal die Zivilisation an ihr, sondern benutzen sie, als wäre sie Natur“ (Ortega y Gasset: Der Aufstand der Massen. Rowohlt-Verlag, Hamburg 1957, S. 59).

„Der Europäer, der jetzt zu herrschen beginnt — das ist meine Hypothese —, ist in einem Verhältnis zu der verwickelten Kultur, in die er hineingeboren wird, ein Barbar, ein Wilder, der aus der Versenkung auftaucht“ (a. a. O., S. 63).

Antoine de Saint-Exupéry schrieb im Juli 1943 in sein Tagebuch: „Ich bin traurig über meine Generation, die jeder menschlichen Substanz entleert ist. Die nur Autos, Mathematik und Rennwagen als Form des geistigen Lebens kennengelernt hat und jetzt unwirksam in eine ausgesprochene Herdenaktion eingespannt ist — eine Aktion, die keine Farbe mehr hat“ (Die Stimme des Menschen, Verlag Piper, München, 1961, S. 374).

„Was wird aus den Vereinigten Staaten und aus uns, ja auch aus uns in dieser Epoche eines allgemeinen Funktionärturns? Der Epoche des Robotermenschen, des Terziummenschen, des Menschen, der hin- und herpendelt zwischen der Fließbandarbeit dem Bedaux-System und Skatspielen? Des Menschen, der seiner ganzen Schöpferkraft beraubt wurde und der nicht einmal mehr in seinem Dorf einen Tanz oder ein Fest hervorzubringen vermag. Des Menschen, den man mit Konfektionskultur, mit Staatskultur versorgt, so wie man das Rindvieh mit Heu versorgt. So sieht er aus, der Mensch von heute.

Es geht um den Sinn des Menschen, und es ist keinerlei Antwort angeboten; sondern ich den Eindruck, daß wir den schwärzesten Zeiten der Weltgeschichte entgegengehen“ (a. a. O., S. 375).

Das sind gewiß sehr gegensätzliche Zukunftsaussichten, die von den Propheten und Prophetinnen in den Tagen angekündigt werden. Welche werden Recht behalten, die Pessimisten oder die Optimisten?

Die Optimisten sehen den Menschen einseitig nur von der materiellen Seite her, und halb dürfte sich ihre Erwartung, durch rein materielle Mittel und Maßnahmen zu besseren Menschen herbeiführen zu können, als Illusion erweisen. Die Pessimisten achten vielleicht zu wenig, wie viele Reserven an geistiger Substanz immer noch da sind und daß aus ihnen — zumal mit Hilfe der Gnade Gottes — eine Regeneration möglich ist. Für alle, die mithelfen wollen, die Weiterentwicklung der Menschheit auf eine gute

zu lenken, ergeben sich aus der gegenwärtigen Lage zwei Folgerungen: Die erste: Sie werden *die Erziehung des Menschen* als die Hauptaufgabe unserer Zeit betrachten müssen. Die fortschreitende Veredelung der Menschen ist wichtiger als die fortschreitende Veredelung der Materie. Jene, die sich der Höherentwicklung und Höherführung des Menschen widmen, leisten einen viel größeren und entscheidenderen Beitrag für eine glückliche Zukunft als jene, die sich nur der Weiter- und Höherentwicklung der Technik widmen.

Die zweite Folgerung: Mehr als je muß die Erziehung darauf hingeordnet sein, die geistigen, sittlichen und religiösen Kräfte im Menschen zu entfalten. Denn diese sind in Gefahr, mehr und mehr zu verkümmern. Den größten Dienst an den kommenden Generationen leisten darum jene Menschen, Gemeinschaften und Bewegungen, die sich dafür einsetzen, vollkommeneren Menschen, reife Persönlichkeiten heranzubilden.

## Berichte

„KIRCHE AM NEUEN UFER — WIR BAUEN MIT“: Diese Losung, unter der die Arbeit der Schönstattfamilie seit 1965 steht, ist auch für das Jahr 1967/68 in Geltung geblieben. Auf der allgemeinen Delegiertentagung des deutschen Schönstattwerkes vom 14. bis 18. Oktober 1967 gab Pater Kentenich bekannt, daß er keine neue Losung proklamieren, sondern es bei der bisherigen belassen wolle. Freilich: wenn auch der Wortlaut der gleiche geblieben ist, die Bedeutung der Losung hat, seit sie 1965 das erste Mal ausgerufen wurde, einen Wandel erfahren, ihr Inhalt ist präziser geworden. Dazu hat nach den beiden großen Tagungen im Oktober bzw. Dezember 1966 vor allem die Delegiertentagung 1967 beigetragen, von der im folgenden berichtet werden soll.

Zu der Tagung waren 1300 Vertreter der verschiedenen Schönstattgemeinschaften nach Schönstatt gekommen, darunter nicht wenige aus dem Ausland, wie z. B. gegen 50 Delegierte aus der Schweiz. Die Gestaltung der Tagung lag so gut wie ganz auf den Schultern Pater Kentenichs, der — mit Ausnahme von zwei Referaten, die Pater Menningen hielt — alle Vorträge bestritt, d. h. durchschnittlich dreimal an jedem Tage sprach. Im Unterschied allerdings zu den Tagungen des Vorjahres fiel auf, daß er durchweg eine Vortragszeit von einer Stunde nicht überschritt. Das dürfte jedoch mehr aus Rücksicht auf die Delegierten als auf sich selbst geschehen sein, denn ihm selber merkte man die starke Beanspruchung, in der er stand, trotz seiner 82 Jahre nicht an.

Um Thematik und Linie der Vorträge zu verstehen, empfiehlt es sich, sie im Zusammenhang mit der Entwicklung der Schönstattfamilie seit 1965 zu sehen. 1965 war das Jahr der Beendigung des Konzils und der Heimkehr Pater Kentenichs nach Schönstatt. Nachdem er schon am Tage seiner Heimkehr, am Heiligen Abend 1965, das Steuer der Schönstattfamilie fest in seine Hände genommen hatte, ging es ihm in der folgenden Zeit um ein Doppeltes: 1. um eine Klärung des Selbstverständnisses Schönstatts gegenüber dem

Konzil und der Kirche des Konzils; 2. um eine Aufschlüsselung des Konzilsereignisses und der Konzilsbotschaft für die Schönstattfamilie. Keine Teilgemeinschaft innerhalb der Kirche vermag im Rahmen des konziliaren Aufbruchs und der Bewegung, die über die Kirche gekommen ist, ihren Platz und ihre Aufgabe zu erfüllen, ohne sich über ihr eigenes Selbstverständnis klargeworden zu sein, es neu durchreflektiert und also einen Standpunkt gewonnen zu haben. Nachdem dieses Ziel der Klärung des Selbstverständnisses in der Schönstattfamilie als einigermaßen erreicht gelten darf und sowohl über Konzilsereignis wie über Konzilsbotschaft in der Schönstattfamilie ein gemeinsames Verständnis herrscht, hielt Pater Kentenich den Augenblick für gekommen, auf der Delegiertentagung 1967 den Akzent nunmehr auf die Herausarbeitung der gottgewollten Aufgabe Schönstatts in der nachkonziliaren Zeit und an der nachkonziliaren Kirche und Welt zu legen.

In seinem Einleitungsvortrag kündigte er an, daß die Delegiertentagung eine Familien-, Dankes- und Rüstungswoche werden solle. Damit hatte er auch die Grunddisposition seiner Vorträge angegeben. Über die Tagung als Familienwoche sprach er indes nur im Einleitungsvortrag — allerdings in bedeutender Weise —, und das Thema der Rüstungswoche blieb dem letzten Tag sowie dem Schlußvortrag am Morgen des 18. Oktober vorbehalten. So waren seine Vorträge zum größten Teil dem Thema des Dankes gewidmet. Unter diesem Leitgedanken legte er Schritt für Schritt die Sicht auf die Aufgabe frei, die Schönstatt nicht nur aus der Reflexion auf das Konzil, sondern auch in Übereinstimmung mit Gang und Vermächtnis der eigenen Geschichte zum Gelingen des nachkonziliaren Erneuerungswerkes der Kirche offensichtlich aufgetragen ist. In für ihn und Schönstatt typischer Weise las Pater Kentenich diese Aufgabe an der Strömung ab, die in der Epoche des Konzils und geradezu auf die nachkonziliare Zeit hin in der Schönstattfamilie dominierend geworden ist: an der Vaterströmung, oder genauer gesagt, an der Strömung, die

das Schönstattwerk zu einem möglichst vollkommenen marianischen Vaterreich gestalten will.

Pater Kantenich wies auf eine Tatsache hin, die von nicht wenigen Beobachtern des Lebens der Schönstattfamilie in den letzten Jahren als fast paradox, jedenfalls als höchst verwunderlich vermerkt worden ist: Das Schönstattwerk müht sich nicht nur darum, ein marianisches Reich zu sein, ein Reich, in dem man Maria — für nicht wenige in übertriebener Form — königliche Ehren erweist und königliche Rechte einräumt, sondern ist nicht weniger bestrebt, ein Reich Gottes des Vaters zu werden, in dem Liebe, Wille und Ehre des Vaters letzter Erklärungsgrund und oberste Richtschnur sind. Untersucht man Gebets- und Liedgut der Schönstattfamilie oder die Welt ihrer Symbole, so wird man feststellen, daß die Botschaft von Gott dem Vater und die Ausrichtung auf Person, Wille und Ehre des Vatergottes darin mindestens ebenso sehr im Mittelpunkt und im Vordergrund stehen wie das Element des Marianischen. In dieser Entwicklung sieht Schönstatt nicht eine Abweichung von seiner ursprünglichen Linie, vielmehr die Erfüllung seiner innersten Anlagen und Tendenzen. In großer Dankbarkeit sieht es sich mit einer Gnade und Wirklichkeit beschenkt, die im Leben und Werk Christi zentral ist und es deswegen auch im Leben des Christen sein muß: mit der Wirklichkeit des ewigen Vatergottes, den es der Welt zu kündigen und zu dem es die Welt zu führen gilt.

Wie ist es zu dieser (Gott-)Vaterströmung, zu dem Bemühen um die Errichtung eines marianischen Vaterreiches in Schönstatt gekommen? Pater Kantenich führte drei Gründe an: (1) Die Tatsache, daß alle Pädagogik und Aszese in Schönstatt von Anfang an als angewandte Dogmatik fundamental von dem Prinzip bestimmt war: Per Mariam ad Jesum, cum Maria et Jesu in Spiritu Sancto ad Patrem, oder wie es in den Dachauer Gebeten heißt: „Die Ehre sei dem Vater froh erwiesen / durch Christus mit Maria hochgepriesen / im Heiligen Geiste voller Herrlichkeit / vom Weltall jetzt und alle Ewigkeit.“ (2) Das Wirken der Gottesmutter von ihrem Heiligtum in Schönstatt aus. Sie hat sich dort nicht in irgendeinem allgemeinen, vagen Sinne als Mutter erwiesen, sondern hat jene spezifische Mutteraufgabe wahrgenommen und erfüllt, die darin besteht, ihre Kinder zu ihrem göttlichen Sohn und in ihm zum Vater zu führen. (3) Die in Schönstatt seit je im Lichte des Vorsehungsglaubens geübte Offenheit für Zeitstimmen und Zeitnöte, die Schönstatt schon früh auf die Vaterkrise und Vaterlosigkeit der Gegenwart — ihr wohl brennendstes Problem — aufmerksam werden und durch

eine intensive wie extensive Hinwendung zum Vatergott beantworten ließ.

Es war für Pater Kantenich nicht schwer, den Nachweis zu führen, daß Schönstatt mit der Vaterströmung und dem Streben nach Verwirklichung eines marianischen Vaterreiches bei sich und dadurch in der Kirche das Kernanliegen des II. Vatikanischen Konzils und der nachkonziliaren Kirche aufgreifen dürfte. Als die große Frage schlechthin, um die es auf dem Konzil ging, und erst recht als die große Frage der nachkonziliaren Zeit hat sich inzwischen mehr und mehr die Gottesfrage herausgeschält, in der es um ein Zweifaches geht: (1) ob Gott ein persönlicher, welttranszendenter Gott ist, oder ob Gott identisch ist mit der Welt, etwa als ihr inneres Gesetz; (2) ob der persönliche, welttranszendente Gott Vater ist, und das heißt: der unendlich barmherzige Gott. 1965, noch in Rom, hatte Pater Kantenich in einem Weihnachtsbrief an die Schönstattfamilie geschrieben, daß ihr künftig die Aufgabe gestellt sei, sich um eine neue Sicht des Vatergottes zu mühen, die in erster Linie bestimmt sein müsse von der Barmherzigkeit Gottes, wobei Barmherzigkeit nicht heiße, daß Gott uns liebe, o b w o h l wir Sünder, sondern weil wir Sünder sind. Auf die heutige Gottesfrage näher eingehend, sprach Pater Kantenich von einer berechtigten und von einer unberechtigten Los-von-Gott- (oder: Gott-ist-tot-) Bewegung: die erste bedeutet die begründete, ja notwendige Abkehr von einem Gottesbild, das als diktatorisches (einseitige Betonung der göttlichen Gerechtigkeit und Vergeltung) oder als verweichlichtes (Gott ein Opa) oder allzu vermenschlichtes (aus ungenügend verstandener analogia entis) zu bezeichnen ist. Die zweite ist Gottesflucht und Gottvergessenheit, ist das Werk des hoministischen (sich selbst unter Ausschluß Gottes als Schöpfer und die Welt als Spur seiner selbst, nicht Gottes verstehenden), des manipulierten (und beliebig manipulierbaren, aus der Retorte stammenden) und technisierten (nach dem Bilde des „Gottes“ Maschine geformten) Menschen und produziert auch immer wieder diesen hoministischen, manipulierten und technisierten Menschentyp.

Wenn Schönstatt schon seit Jahren den „neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft“ als sein Ziel proklamiert, so ist diese Formulierung auf dem Hintergrund und im Rahmen der heutigen Gottesproblematik nunmehr näherhin dahingehend präzisiert, daß der „neue Mensch“ zu verstehen ist als der Mensch des Glaubens an den barmherzigen Vatergott, der aus der Realität des barmherzigen Vatergottes, oder: als Vaterkind lebt; und die „neue Gemeinschaft“ ist zuerst und zutiefst mit Maria durch Christus im Heiligen

Geiste Vatergemeinschaft, Vaterreich, Familie der Kinder des Vatergottes. In der Errichtung eines solchen Vaterreiches, in der Mithilfe zu solcher „Victoria Patris“, die aufzufassen ist als Sieg des Vaters über seine Kinder und als Sieg der ohnmächtigen Kinder über den Vater,

möchte Schönstatt seinen Beitrag zum Bau der Kirche am neuen Ufer der Zukunft sehen. In diesem Sinne ist die für ein neues Lebens- und Arbeitsjahr der Schönstattfamilie bestätigte Losung „Kirche am neuen Ufer — wir bauen mit“ genauer zu verstehen.

DIE OKTOBERTREFFEN DER SCHÖNSTATTFAMILIE in den einzelnen deutschen Diözesen entstanden in den Jahren, als eine allgemeine Delegiertentagung in Schönstatt undurchführbar geworden war. Sie haben sich inzwischen so eingebürgert und als fruchtbar erwiesen, daß, obwohl seit 1964 wieder zentrale Tagungen in Schönstatt stattfinden können, dennoch niemand auf den Gedanken gekommen ist, sie als vorübergehende Erscheinung abzuschaffen. Sie gewinnen neben der Delegiertentagung in Schönstatt ihre eigene Bedeutung. Gewiß dienen sie zunächst als Umschlagplätze für das Gedankengut der allgemeinen Tagung, aber sie erschöpfen sich nicht darin. Gerade die Oktobertreffen des vergangenen Jahres lassen zwei Akzente oder Tendenzen erkennen, die freilich nicht zum erstenmal in Erscheinung getreten sind, doch eben deswegen um so beachtenswerter sein dürften: 1. Die Oktobertreffen der Diözesan-Schönstattfamilien werden zunehmend zu Begegnungen mit dem Diözesanbischof oder einem von ihm entsandten Vertreter. 2. Die Oktobertreffen dienen immer besser der lebendigen Konstituierung der jeweiligen Diözesan-Schönstattfamilie sowie der Erfassung ihrer Eigenart und Aufgabe. Über das eine wie über das andere kann man sich nur freuen.

Den Besuch ihres Diözesanbischofs konnten im Oktober des vergangenen Jahres die Schönstattfamilien der Diözesen Aachen und Trier verzeichnen. In Aachen wohnte Bischof Johannes Pohlschneider der Bündnisfeier in der Aula der Pädagogischen Hochschule bei, zu der sich um 660 Schönstätter aus der Diözese versammelt hatten. Der Bischof ergriff auch selber das Wort und sprach etwa eine halbe Stunde lang. Dabei ermutigte er die Versammelten, an der marianischen Prägung Schönstatts festzuhalten, und begrüßte das Vorhaben der Aachener Schönstattfamilie, möglichst bald ein Diözesanheiligtum zu errichten. — In Trier, wo man zum erstenmal einen gemeinsamen Tag der Schönstattfamilie der Diözese durchführte, zu dem 1300 Teilnehmer gekommen waren, ließ sich Bischof

Bernhard Stein beim Festakt im großen Saal der „Treveris“ durch seinen Generalvikar Linus Hofmann vertreten, während der Bischof selber der Schönstattfamilie die Freude machte, mit ihr in der Liebfrauenbasilika die hl. Eucharistie zu feiern, und dabei eine Predigt über das Thema der „Heimstatt im Himmel“ hielt. Im Anschluß daran fand im Josefsstift eine längere Begegnung des Bischofs mit den anwesenden Schönstattpriestern aus seiner Diözese statt. — In Köln nahm Weihbischof Augustinus Frotz im Auftrag von Kardinal Frings an dem Treffen der Schönstattfamilie in der Elendskirche teil. Er ließ sich die Delegierten der einzelnen Schönstattgemeinschaften der Kölner Erzdiozese vorstellen. In seiner Ansprache knüpfte der Weihbischof an ein Erlebnis an, das er jüngst bei der Teilnahme an einem Kongreß für Kirchenmusik in Milwaukee (USA) hatte: Er wurde dort eingeladen, im Privathause einer Familie die hl. Messe zu feiern. Wie sich herausstellte, handelte es sich bei der Familie um ein Mitglied des Schönstätter Familienwerkes, und die Messe fand im Hausheiligtum der Familie vor dem Mta-Bild statt. Davon, so betonte der Weihbischof, habe er einen unvergeßlichen Eindruck mitgenommen. — Zum Treffen der Münsteraner Schönstattfamilie, die 1966 ihren großen Tag mit Bischof Höffner und Pater Kentenich im Dom zu Münster begangen hatte, kam Weihbischof Heinrich Tenhumberg zum Heiligtum bei Haus Mariengrund und mit ihm mehr als 500 Vertreter der verschiedenen Schönstattgruppen. Die Feier empfing ihre besondere Note durch die Anbringung des Vatersymbols mit dem Regenbogen als Bundeszeichen Gottes im Heiligtum. Das Symbol will die Schönstattfamilie des Bistums an die Großtaten erinnern, die Gott unter besonderer Mitarbeit der Diözese Münster, verkörpert in der Person Weihbischof Tenhumbergs, in den letzten Jahren durch die rechtliche Verselbständigung des Werkes, die Gründung einer neuen *parva motrix et centralis* und die Heimkehr des Gründers und geistlichen Vaters für Schönstatt gewirkt hat. — Unter die Begegnungen

des letzten Jahres mit dem zuständigen Diözesanbischof ist auch die Einweihung des Filialheiligtums der Diözese Augsburg bei Memhölz im Allgäu durch Bischof Josef Stimpfle zu rechnen, die unter großer Beteiligung der Augsburger Schönstattfamilie am 18. Juli vollzogen wurde. Aus diesem Grunde wurde kein besonderes Treffen im Oktober gehalten. — Offizielle Vertreter ihrer Bischöfe nahmen an den Veranstaltungen in Würzburg (Generalvikar Wittig) und in Mainz (Domkapitular Groh) teil. Wie schon 1966, als Weihbischof Kempf in St. Michael ein Pontifikalamt feierte, waren in Würzburg mehr als 1000 Schönstatter zusammengelassen. Das Mainzer Treffen kann zugleich als beispielhaft für jene stehen, in denen das Streben der jeweiligen Diözesan-Schönstattfamilie nach verstärktem Eigenleben und klarerer Ausprägung der Eigenart zum Ausdruck kam. Äußeres Zeichen für dieses Streben war im Falle Mainz die Errichtung eines Mta-Bildstocks in günstiger Lage am Stadtrand, der als Vorläufer eines späteren Diözesanheiligtums gedacht ist. — Die Schönstattfamilie der Diözese Fulda ist in der Erarbeitung ihrer Aufgabe durch die Vorträge, die Pater Kentenich am 22. Januar 1967, zum Teil in Anwesenheit von Bischof Adolf Bolte, in Dietershausen gehalten hatte und in denen er das Heiligtum in Dietershausen als „Heiligtum der Liebe“ charakterisierte, ein gutes Stück vorangekommen. Der Diözesantrag im Oktober knüpfte an dieses Motiv an und versuchte es zu vertiefen. — Im Zeichen der Sammlung der noch verhältnismäßig schwachen Kräfte und der Orientierung auf die ihren jeweiligen Schönstattfamilien eigene Aufgabe standen die Veranstaltungen für die Diözese Osnabrück in Meppen und für das Erzbistum München in Forstenried. Beide Diözesen besitzen indes bereits eigene Filialheiligtümer als Quell- und Mittelpunkte ihres Lebens. In Meppen verbuchte man es als ein gutes Omen, daß aus Anlaß des Treffens zum erstenmal im Heiligtum die hl. Eucharistie gefeiert werden durfte. — Die Paderborner Schönstattfamilie, die vor zwei Jahren ihre bedeutsame Begegnung mit Erzbischof Kardinal Jäger hatte, war diesmal beim Kapellchen in Frohlinde (Dortmund) zusammengelassen. Als Bekundung wachsender Initiative in einer an Schönstattgeschichte reichen Diözese wurde dort ein eigenes Bewegungshaus durch die Weihe seiner Bestimmung übergeben. — Das Diözesantreffen der Schönstattfamilie des Bistums Eichstätt fand wieder in Ingolstadt statt und empfing, wie die gesamte Schönstattarbeit in der Diözese, seine Besonderheit aus der Tatsache, daß das berühmte Colloquium Marianum Ingolstadts aus dem 16./17. Jahrhundert in der Frühzeit Schönstatts eine so einflußreiche Rolle spielte.

Die hl. Messe zum Abschluß des Treffens wurde denn auch in der Kapelle mit dem Gnadenbild der Ingolstädter Mater ter admirabilis gefeiert. — Die Zusammenkunft der Berliner Schönstattfamilie wurde nicht im Oktober, sondern im November begangen. Berlin ist auch von Schönstatt aus gesehen ohne Zweifel ein Ort von besonderer Prägung. Von Bedeutung für die künftige Schönstattarbeit dort dürfte es sein, daß das Berliner Diözesan-Heiligtum unter dem Titel der „Victoria Patris“ errichtet werden wird. — Ähnlich der Diözese Augsburg hatten die Schönstattfamilien der Diözesen Speyer, Limburg und Freiburg ihre Treffen bereits im Juni bzw. im September vorweggenommen. Während die Speyerer am 24. Juni mit dem Bau ihres Diözesanheiligtums in Herxheim als Ausdruck der Konsolidierung und des Neuaufbruchs beginnen konnten, setzten die Limburger am 3. September auf dem Gelände ihres künftigen Heiligtums bei Wiesbaden als Zeichen ihrer Opferbereitschaft und Hoffnung ein Josef-Engling-Kreuz, das sie am 18. August beim Heiligtum der Einheit in Cambrai hatten weihen lassen. Am gleichen 3. September ließ sich die Freiburger Schönstattfamilie am Heiligtum bei Haus Marienfried in Oberkirch durch Pater Kentenich ihr Diözesanideal authentisch interpretieren. — Einen neuen Weg der Gestaltung ihres Oktobertreffens schlug diesmal die Schönstattfamilie der Diözese Rottenburg ein. Da es angesichts der auch zahlenmäßig beträchtlichen Stärke der schwäbischen Schönstattfamilie unmöglich geworden ist, alle Gliederungen für den gleichen Tag auf die Liebfrauenhöhe einzuladen, führte man sechs regionale Treffen durch. Die Treffpunkte waren: Liebfrauenhöhe, Ulm, Aulendorf, Schwarzhorn und Heilbronn. Ob die Rottenburger damit ein zukunftsweisendes Beispiel gegeben haben? — Ein weiteres regionales Treffen fand am 22. Oktober in Duisburg statt, während das zentrale Treffen des Bistums Essen am 26. November in Essen durchgeführt wurde. Tags zuvor war Pater Kentenich in Begleitung Weihbischof Tenhumbergs zu einem Gespräch mit Bischof Franz Hengsbach in die Ruhrmetropole gekommen. Im Anschluß daran nahm er an einer Sitzung des Diözesanrates der Essener Schönstattfamilie beim Kapellchen in Horst teil. Von den Oktoberveranstaltungen im Ausland seien hier kurz die beim Heiligtum in Quarten (Schweiz) und Bellavista (Chile) genannt. Beide wurden — in Bellavista zum erstenmal — als Delegierten- und Laienführertage durchgeführt, und zwar in Bellavista vom 12. bis 15. und in Quarten am 21. und 22. Oktober. Die Entwicklung, die sich darin anzeigt, ist sicher zu begrüßen.

WIE 1965 UND 1966 WAR DAS ZENTRUM der Apostolischen Bewegung in Schönstatt auch im Herbst des vergangenen Jahres, nach der Beendigung der ersten Bischofssynode in Rom, das Ziel einer Reihe von Bischöfen aus verschiedenen Teilen der Welt. Am 4. November konnte der Erzbischof von Kapstadt, Kardinal Owen McCann, in Schönstatt begrüßt werden. Am 8. November traf Erzbischof Benedikt Mar Gregorios aus Kerala/Indien ein, während am 9. bzw. 10. des genannten Monats der Erzbischof von Santiago de Chile, Kardinal Raul Silva Henriquez, der Bischof von Temuco/Chile, Bernardino Piñera Carvallo, und der Erzbischof von Sao Paulo/Brazilien, Kardinal Agnelo Rossi, dort zu Gast waren. Zu der größten Gruppe, die in den gleichen Tagen Schönstatt besuchte, gehörten die Erzbischöfe Raymond Maria Tschidimbo/Guinea, François Wolff Ligondé/Haiti, Michel Doumith/Libanon, Alain van Gaver/Thailand, die Bischöfe Luis Henriquez Jimenez/Venezuela, Roberto Dosseh-Anyron/Togo, der Generalabt Harrica Marous/Libanon sowie die Priester Samuel Lemus/Mexiko, Victor C. Chukwulozie/Biafra und Constantino Nieva/Philippinen. Diese geschlossen reisende Gruppe, die sich auf Einladung der Bundesregierung in Deutschland befand, wurde zunächst im Missionshaus auf Berg

Schönstatt willkommen geheißen. Pater Dr. Alex Menningen führte die Gäste in einem lateinischen Kurzreferat in Geschichte, Organisation und Zielsetzung der Schönstattbewegung ein. Im Anschluß daran entwickelte sich eine lebhaft diskutierte Diskussion über die Eigenart des Werkes, vor allem seiner Säkularinstitute. Beim gemeinsamen Mittagessen brachte der Chor der Schönstätter Marienschule ein Ständchen aus Volksliedern dar. Der Nachmittag war ausgefüllt mit Besuchen der einzelnen Häuser der Zentrale der Apostolischen Bewegung. Besondere Aufmerksamkeit fand der Neubau der Anbetungskirche und des Generalates der Marienschwestern wie auch das gerade fertiggestellte Haus der Sozialen Frauenvereinigung. Den Höhepunkt des Besuchs bildete wie immer die Begegnung mit dem nunmehr 82jährigen Gründer des Schönstattwerkes, Pater Joseph Kentenich. Nach einer Kaffeepause und einer weiteren angeregten und anregenden Diskussion in Haus Marienau, dem Sitz der Schönstätter Diözesanpriestergemeinschaft, bei der sich Erzbischof Michel Doumith aus dem Libanon durch sein geschliffenes Latein hervortat, und einem Abendessen in Haus Regina, dem Mutterhaus der Frauen von Schönstatt, kehrten die hohen Besucher gegen 9 Uhr abends nach Bonn zurück.

AM ENDE DES SCHÖNSTATT-TALES, AN der Straße nach Hillscheid, liegt das Heim der Schönstatt-Mädchenjugend, ihre Zentrale, Bildungs- und Schulungsstätte „Haus Sonnenau“. Der Name will schon Wesentliches über Bedeutung und Aufgabe des Hauses aussagen: Hier sollen junge Menschen in der Sonne Christi und seiner Mutter, der Dreimal wunderbaren Mutter und Königin von Schönstatt, zu Sonnenmenschen, zu königlichen Menschen geformt werden. Von dieser Aufgabe kündigt dem Besucher bereits das Natursteinmosaik an der Straßenfront des Hauses: Die ewige Sonne, Christus, sendet ihre Strahlen auf die Erde, wo sie vom Heiligtum, das die Gottesmutter und Schönstatt zugleich symbolisiert, aufgefangen werden, damit im Umkreis des Heiligtums ein neues Mädchen- und Frauengeschlecht heranwache, durchstrahlt von der göttlichen Sonne. Krone und Zepter, die vom Heiligtum umschlossen sind, weisen hin auf die vollendete königliche Frau Maria und rufen

auf, ihrem königlichen Sein und Leben nachzustreben.

In Haus Sonnenau finden alle Arten von religiösen Veranstaltungen für Mädchen statt: Tagungen, Exerzitien, Wochenendkurse, Schulentage, Ferienwochen. Neben der religiösen Bildung, die sie vermitteln, bieten sie den Mädchen die Möglichkeit, in einer feinen und frohen Gemeinschaft mit edler Atmosphäre beheimatet zu werden. Das ist gerade für den heutigen jungen Menschen, der in einer anders gearteten Welt leben muß und vielfach ungeborgen und heimatlos geworden ist, von großer Bedeutung. Kennzeichnend für die Kurse in der Sonnenau ist, daß dabei auf eine gesunde Selbstbeteiligung und Selbstbetätigung der Teilnehmerinnen viel Gewicht gelegt wird. Daher stehen in den Veranstaltungen Vorträge und Arbeitsgemeinschaften, Aussprachekreise und Gemeinschaftspflege mit Singen, Spielen und Geselligkeit in wohlabgewogenem Wechsel. In der Regel dauern die Tagungen und Exer-

zitten vier Tage. Davon dienen drei Tage der religiösen Schulung, während der vierte Tag einer ausgesprochenen Gemeinschaftspflege gewidmet ist. Da das Haus von vornherein für die Zwecke der Mädchenjugend erbaut wurde, vermag es den Bedürfnissen der Jugendlichen in größtem Maße Rechnung zu tragen. Zur Entspannung und Freizeitgestaltung stehen Gruppenräume mit Spiel- und Bastelmöglichkeiten zur Verfügung; es gibt eine Bibliothek mit reichhaltiger zeitgemäßer Jugendliteratur, eine Spielwiese usw. Die Gesichter der Jugendlichen verraten immer wieder, daß sie sich in der Sonnenau wohlfühlen und gerne wiederkommen.

Was aber das eigentliche Gesicht des Hauses ausmacht, das ist die geistige Welt, die es in sich birgt. Das Haus stellt in allen seinen Einzelheiten einen Niederschlag der Ideal- und Symbolwelt der Schönstatt-Mädchenjugend dar. Die Sonnenau wurde vor zehn Jahren, 1957, erbaut, im Frühjahr 1958 fertiggestellt und ihrer Bestimmung übergeben. Wenn auch die Baulast in der Hauptsache von den Marienschwestern getragen wurde, so haben die Mitglieder und Gruppen der Schönstatt-Mädchenjugend von Anfang an geistig daran mitgebaut und, wo es möglich war, auch materiell-finanziell ihr Teil beigesteuert. Die Bauzeit darf wohl als eine der fruchtbarsten Zeiten in der bisherigen Geschichte der Schönstatt-Mädchenjugend angesehen werden. In ihr sind alle Kräfte mobil gemacht worden. Wie erfinderisch war man in der Beschaffung von finanziellen Mitteln durch Verlosungen, Verkauf von Bausteinen, Elternabenden, Theaterspielen, Basteln und allerlei sonstigen „Aktionen“. Es zeigte sich,

daß die Jugend vor allem dann anspricht, wenn man ihr Aufgaben, und zwar keineswegs leichte Aufgaben, stellt. Noch bedeutungsvoller aber als die Mitsorge für die Finanzierung des Hauses war seine geistige Erarbeitung, an der sich jede Diözesangemeinschaft beteiligte. Fast jeder Raum und jeder Ausstattungsgegenstand in Haus Sonnenau ist Zeuge eines ebenso originellen wie opferreichen Strebens. Jede Diözesangemeinschaft wählte sich entweder einen Raum oder ein Stück der Ausstattung aus, in dem sich ihr Diözesanideal ausdrücken sollte. So kam z. B. „alles Licht aus Paderborn“, während der Vortragssaal ein Geschenk der Schönstatt-Mädchen der Trierer Diözese ist; die Hauskapelle wurde von den Gruppen der Diözese Rottenburg eingerichtet; die Mädchen der Diözese Münster fühlten sich für die Priesterkleidung und die Sakristei verantwortlich. Die Abteilungen der Erzdiözese Freiburg statteten das Priesterzimmer aus, die von Limburg die Bibliothek, die Kölner das Gruppenzimmer. Sogar Uhr und Hausglocke wurden von den Mädchen der Erzdiözesen München und Bamberg nicht nur einfach gekauft und bezahlt, sondern geistig erarbeitet, d. h. eropfert. Das große schmiedeeiserne Tor schließlich, das die Welt des Schönstätter Liebesbündnisses versinnbildet, wurde von der Schönstatt-Mädchenjugend der Diözese Augsburg gestiftet. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, das gesamte Streben nachzuzeichnen, das sich vor zehn Jahren beim Bau der Sonnenau in vielfältiger Weise entfaltete. Man versteht, daß die Sonnenau der ganze Stolz der Schönstatt-Mädchenjugend ist.

**DAS ORIGINAL DES GNADENBILDES** der Dreimal wunderbaren Mutter von Schönstatt, das sich im Besitze der Züricher Firma Gebrüder Künzli befand, konnte vor einiger Zeit durch das Provinzialat in Quarten/Schweiz für die Gemeinschaft der Marienschwestern erworben werden. Im Zusammenhang mit dieser Erwerbung erhielten die Schwestern von einem langjährigen leitenden Angestellten der Firma Künzli einige genauere Auskünfte über die Entstehung des Bildes, die zum Teil auf Unterlagen im Archiv der Firma beruhen. In dem Schreiben des Angestellten an das Provinzialat heißt es:

„Der Schöpfer des Gemäldes (der) Mater Ter Admirabilis — ursprünglich ‚Refugium peccatorum‘ (= Zuflucht der Sünder. Die Red.)

genannt —, Luigi Crosio, hat für die Firma Gebrüder Künzli sehr viel gemalt, nicht nur religiöse Bilder, sondern auch Genre-Bilder, Szenen aus Opern und anderes. Die Korrespondenz aus jener Zeit ist natürlich nicht erhalten geblieben; nur die für den Rechtsschutz wichtigen Abtretungserklärungen sind aufbewahrt worden. So existiert eine von Luigi Crosio geschriebene und unterzeichnete Erklärung ‚Torino, 10 Ottobre 1898‘, mit der er der Firma Gebrüder Künzli das Eigentums- und alleinige Reproduktionsrecht für das Gemälde ‚Refugium peccatorum‘ abtritt. Das Gemälde muß also in diesem Jahre entstanden sein.

Die Herren Künzli, die mit Crosio persönlich verkehrten, sind längst gestorben. Doch wußte man im Geschäft aus ‚mündlicher Überlieferung‘, daß dem Künstler für das fragliche Bild und für andere Madonnenbilder eine Tochter Modell gestanden hatte. Ich kann mich erinnern, vor Jahren einmal Akten über einen Rechtsstreit mit einem Nachahmer gesehen zu haben (der Rechtsstreit liegt aber Jahrzehnte zurück). Der Nachahmer — wie solche Leute dies tun — ließ es darauf ankommen: Man müsse ihm beweisen, daß er von Crosio kopiert habe und nicht umgekehrt Crosio von ihm. Die Firma Gebrüder Künzli anerbot sich dort, Familien-Fotos von Crosio vorzulegen, die beweisen, daß eine Tochter Crosios für das Madonnenbild Modell gestanden habe... Über das Vorbild für das Jesuskind ist mir nichts bekannt. Aus dem Jahre 1923 sind mir noch zwei Briefe einer Tochter Crosios in die Hände gekommen. Sie unterschrieb einmal: ‚Annette Crosio‘, im anderen Brief ‚Anna Crosio‘. Die

Adresse war Via Po 43, Torino. Ob es sich um das Modell handelt oder eine Schwester, weiß ich nicht. Crosio hatte offenbar mehrere Töchter, denn Annette schreibt von mehreren ‚Figliuole‘ des verstorbenen Meisters. Laut Künstler-Lexikon wurde Crosio 1835 in Alba geboren und starb 1915 in Turin. Die letzten Werke, die die Gebrüder Künzli von ihm kauften, entstanden 1911.“

So weit die Auskunft des Angestellten der Firma Künzli. Sie ist, wie man sieht, nicht allzu umfangreich. Man wird ihr auch nicht in allem zustimmen müssen, so z. B. nicht der Feststellung, daß das Bild, weil die Abtretungserklärung der Eigentums- und Reproduktionsrechte des Künstlers vom 10. Oktober 1898 datiert ist, im gleichen Jahre entstanden sein muß. Wohl dürfte Datierungen des Bildes in die erste Hälfte oder gar in das erste Viertel des vorigen Jahrhunderts, wie sie gelegentlich zu hören waren, damit und vor allem im Hinblick auf das Geburtsjahr Crosios, der Boden entzogen sein.

SEIT NUNMEHR 20 JAHREN, GENAU SEIT dem 18. Juli 1947, wird in der Schönstattfamilie der 18. eines jeden Monats als Bündnistag begangen, an dem die Mitglieder und Gruppen — womöglich in Gemeinschaft — durch die Erneuerung des Liebesbündnisses mit der Dreimal wunderbaren Mutter von Schönstatt von neuem in den Gründungsvertrag vom 18. Oktober 1914 eintreten und sich von ihr als Werkzeuge senden lassen. Die Zahl der Orte, an denen der Bündnistag öffentlich und in Gemeinschaft vollzogen wird, ist in der Bundesrepublik Deutschland inzwischen auf etwa 330 gestiegen. Leben und Erfahrung haben den Beweis erbracht, daß dem Bündnistag mit seiner Bündniserneuerung für die Schönstattfamilie große Bedeutung zukommt. Es mehren sich auch die Anzeichen — in der zeitgenössischen Theologie, aus den Notwendigkeiten der nachkonziliaren kirchlichen Erneuerung —, daß die Bedeutung des Bündnisgedankens und der Bündniswirklichkeit jenseits der Grenzen des Schönstattwerkes immer mehr erkannt und berücksichtigt wird. Über die Entstehung des Bündnistages, der Bündnismesse und des Bündnisbuches berichtet Pater Josef Fischer, der als Wallfahrtsleiter mit all diesen Dingen aufs engste verbunden war: Im Jahre 1947 war Herr Pater Barton mit

einem Flüchtlingstransport aus dem Sudetenland gekommen. Ich kannte ihn damals noch nicht. Doch Kaplan Kostron, den ich nach unserer gemeinsamen Haftzeit im Konzentrationslager Dachau als ersten für die Arbeit im Wallfahrtsheim Wasserburg und am Urheiligtum gewonnen hatte, machte mich auf ihn aufmerksam; er sagte eines Tages: „Ich habe einen guten Freund, den ich schon seit der Gymnasialzeit kenne. Ich bin überzeugt, wenn ich ihn darum bitte, wird er gerne zu uns in die Wallfahrt kommen. Wir haben ja so viel Arbeit!“ Gesagt, getan. Schon bald, noch im Frühsommer 1947, traf Pater Barton in Schönstatt ein. Ich erinnere mich noch gut, wie wir eines Tages auf dem Pilgerplatz auf und ab gingen und ich ihm über das Werden Schönstatts erzählte — er hatte bis dahin kaum etwas über Schönstatt gehört, vor allem nicht das Entscheidende —; ich sagte ihm, daß alles auf ein Liebesbündnis mit der Gottesmutter zurückginge. Dabei konnte ich zu meiner großen Freude feststellen, wie gläubig Pater Barton meine Worte in sich aufnahm. Nicht lange danach hospitierte er bei einem Exerzitienkurs, den ich über die Liebe im Sinne des Liebesbündnisses hielt. Die Grundgedanken zu diesem Kurs waren seinerzeit im Gefängnis zu Frankfurt (März–April 1940) ausgereift. Ich sprach im

einzelnen über die Werdegesetze, die Wirkungsgesetze und Wachstumsgesetze der Liebe. Pater Barton war von den Gedanken recht angetan und arbeitete in seiner originellen Art einen eigenen Exerzitienkurs über die Liebe aus. Diesen Kurs gab er mit großem Erfolg vor allem vor Heimatvertriebenen. Am letzten Abend des ersten Flüchtlingskurses nun, am 10. Juli 1947, bat er mich, doch zu einer Aussprache mit den Kursteilnehmern auf die Empore der Wallfahrtskirche, die wir zu einem Vortragssaal ausgebaut hatten, zu kommen. Ich entsprach seiner Bitte und übernahm auch, wiederum auf Wunsch Pater Bartons, die Leitung der Aussprache, während er sich mitten unter seine Exerzitianten setzte. Es ging sehr lebhaft zu. Mehr und mehr drängte sich mir der Eindruck auf, daß diese Heimatvertriebenen, die da vor mir saßen, im Verlauf des Kurses wirklich die Gnade einer seelischen Beheimatung in Schönstatt erhalten hatten. War das nicht, wie wir das in Schönstatt schon so oft erlebt hatten, ein Wink der Mater ter admirabilis? Sollte hier nicht angeknüpft und weitergebaut werden? Die Exerzitianten waren alle Flüchtlinge, die ihre Heimat verloren hatten. Wollte die Gottesmutter ihnen nicht in Schönstatt eine neue Heimat bereiten? Ich machte einen kühnen Vorschlag: Wie wäre es, wenn wir uns, nachdem wir von hier aus wieder in alle Winde auseinandergewirbelt werden, am 18. eines jeden Monats regelmäßig geistigerweise im Schönstattheiligtum bei unserer Dreimal wunderbaren Mutter einfänden, um das Bündnis, das uns in ihrem Herzen beheimatet, zu erneuern? Ich gab das Versprechen, jedesmal am 18. um 10 Uhr morgens eine heilige Messe als gemeinsame

Bündnismesse im Gnadenkapellchen zu feiern, bei der alle innerlich zugegen sein könnten. Die Anregung fiel auf fruchtbaren Boden. Ebenso ein weiterer Vorschlag, zum Zeichen der bleibenden Verbundenheit mit Schönstatt und der Beheimatung im Kapellchen und im Herzen der Gottesmutter ein Bündnisbuch anzulegen. Darin sollten alle ihre Namen eintragen können, die das Liebesbündnis mit der Dreimal wunderbaren Mutter geschlossen haben. Zunächst, solange noch kein festes, schönes Buch für den gedachten Zweck vorhanden war (es war in jener armen Zeit, da gute Dinge nur im Tausch beschafft werden konnten, schwer zu bekommen), schrieben die Heimatvertriebenen ihre Namen auf Zettel, die in Schönstatt aufbewahrt wurden. Später stellte meine Schwester mir das erste Bündnisbuch zur Verfügung. Bis Oktober 1947 hatten sich bereits rund tausend Heimatvertriebene eigenhändig in das Buch eingetragen. So faßte der Gedanke des Bündnistages, der Einschluß in die monatliche Bündnismesse und das Bündnisbuch zunächst am stärksten unter den Heimatvertriebenen Fuß. Im Zusammenhang damit entstand auch der Bündnisbrief, der zuerst ebenfalls hauptsächlich den Heimatvertriebenen diente. Ziemlich schnell erreichte er eine durchschnittliche Auflage von 5000 Stück, und das Flüchtlingssekretariat, das Pater Barton einrichtete, umfaßte mit der Zeit außer ihm selbst noch drei Schwestern. Zu all dem also gab jene Aussprache am 10. Juli 1947 auf der Empore der Wallfahrtskirche den Anstoß. Am folgenden 18. sodann wurden Bündnistag und Bündnismesse zum erstenmal gehalten.

## Buchbesprechungen

VIER JESUITEN, PROFESSOREN DER Hochschule St. Georgen in Frankfurt am Main, haben sich zusammengetan, um in einem gemeinsamen Bändchen aus der Sicht ihres Spezialfaches „theologische und seelsorgliche Überlegungen“ zu dem Thema „Buße und Beichte“ vorzulegen. Daß das Thema aktuell ist, daß es um die Beichte eine wirkliche Not gibt, auf seiten der Beichtväter wie auf seiten der Laien, braucht nicht eigens bewiesen zu werden; sie wird gerade von denen stark empfunden, die es in unserer Zeit mit Buße und Beichte (noch) ernst meinen. — Der erste und mehr als die Hälfte des Bändchens umfassende Beitrag aus der Feder von Pater Bruno Schüller handelt über „Todsünde — läßliche Sünde“. Es geht dabei nicht um Kasuistik, sondern um fundamentale moral-theologische Gedankengänge, in denen ohne Überbordwerfen gesicherter bisheriger Standpunkte moderne Fragen wie die einer möglichen Unterscheidung zwischen Todsünde und schwerer Sünde bzw. „Sünde zum Tode“ oder die sogenannte Endentscheidungshypothese in solider Weise erörtert werden. Pater Schüller ist ein Autor, der sich von neuem durch ein solides, ausgewogenes Denken empfiehlt. — Der zweite Beitrag von Pater Otto Semmelroth beschäftigt sich mit „Strukturen und Perspektiven im Buß-Sakrament“,

und zwar mit der ekklesiologischen, der eschatologischen und (für Schönstätter besonders interessant) der trinitarischen Struktur. — Pater Ludwig Bertsch, der auch als Herausgeber des Bändchens zeichnet, geht in seinem Beitrag von der Tatsache des Rückgangs der Beichthäufigkeit heute aus. Er sucht sie zu deuten, zu beurteilen und daraus einige Konsequenzen für die praktische Seelsorge aufzuzeigen. Sehr richtig stellt er heraus, daß die Hinführung zur Beichte und damit auch die Beichthäufigkeit sowie der sinnerfüllte Vollzug der Beichte, von der Hinführung zur Buße, zur Bußgesinnung und Bußhaltung abhängig ist. — Im letzten Beitrag trägt Pater Herbert Roth grundsätzliche Erwägungen über „Beichte und Seelenführung“ vor, die sich durch eine wohlthuende Kürze und Klarheit auszeichnen. — Zusammenfassend kann man wohl sagen, daß es sich speziell für Schönstattpriester lohnen dürfte, die Überlegungen der vier Autoren mitzuvollziehen und sich von ihnen zu eigenem Nachdenken über das wichtige Thema von Buße und Beichte anregen zu lassen.

Ludwig Bertsch S. J. (Hrg.), *Buße und Beichte. Theologische und seelsorgliche Überlegungen, Frankfurt am Main: Verlag Josef Knecht 1967, engl. Br., 122 S., DM 8,80.* E. Monnerjahn

DIETRICH BONHOEFFER: DER NAME dieses am 9. April 1945, vier Wochen vor dem Ende der Hitlerschen Gewaltherrschaft, zusammen mit Admiral Wilhelm Canaris, General Hans Oster und Chefrichter Karl Sack im Konzentrationslager Flossenbürg/Oberpfalz ermordeten evangelischen Pastors und Theologen ist weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt geworden. Seine z. T. in den zwanziger, z. T. in den dreißiger Jahren ge-

schriebenen theologischen Werke haben nach dem Kriege mehrere Neuauflagen erlebt. Vor allem aber waren es seine unter dem Titel „Widerstand und Ergebung“ gesammelten Briefe und Aufzeichnungen aus der mehr als zweijährigen Haftzeit mit ihren Denkanstößen über die „nichtreligiöse Interpretation der biblischen Begriffe“ und die „mündig gewordene Welt“, die einen bedeutenden Widerhall fanden, nicht zuletzt in den beiden

aufsehenerregenden Büchern des anglikanischen Bischofs John A. T. Robinson „Honest to God“ (1963; dt. Übers.: „Gott ist anders“) und „The New Reformation“ (1965; dt. Übers.: „Eine neue Reformation?“). Nunmehr hat der Mitarbeiter und Mitstreiter Bonhoeffers, Eberhard Bethge, als Frucht seiner intimen Beschäftigung mit Leben, Arbeit und Schriften des Freundes eine umfangreiche Bonhoeffer-Biographie veröffentlicht, die mit Recht größte Beachtung finden dürfte. Darin werden wir mit einem Leben und einem Werk vertraut gemacht, das zweifellos zu den tiefsten und echtsten christlichen Zeugnissen jener dunklen Zeit Deutschlands gezählt werden muß. Dabei war es nicht selbstverständlich, daß Bonhoeffers Leben diesen Lauf nahm. Als Sohn einer alten, liberal eingestellten Gelehrtenfamilie (der Vater war Ordinarius für Psychiatrie an der Berliner Universität, die Mutter eine Tochter des Breslauer Theologieprofessors Karl Alfred von Hase) hatte er zunächst nach Promotion und Habilitation an eine Hochschullaufbahn gedacht. Als jedoch Hitler zur Macht kam, erkannte er, obwohl erst 27 Jahre alt, was die Stunde geschlagen hatte, und wurde einer der

wachsten und konsequentesten Männer der Bekennenden Kirche. Fünf Jahre (1935–40) leitete er unter ständiger Bedrohung durch die Gestapo eines ihrer illegalen Predigerseminare. Gleichzeitig war er auf internationaler Ebene, wenn auch unter größten Schwierigkeiten, in der sich entfaltenden ökumenischen Bewegung führend tätig. In alledem war Bonhoeffer ein genuin frommer Mensch, seinem Gewissen verpflichtet, das wohl unter einer gnadenhaften Steuerung stand. Von daher erklärt es sich letztlich, warum er die ihm offenstehenden Möglichkeiten, ins Ausland zu gehen bzw. dort zu bleiben, ausschlug und immer wieder nach Deutschland in die ihm drohende Gefahr zurückkehrte, und daß er sich schließlich der aktiven politischen Untergrundarbeit im Rahmen der Gruppe um Canaris, Oster und seinen Schwager Hans von Dohnanyi anschloß. Diesem reichen und dichten Leben ist das Buch Bethges adäquat. Der Verfasser verdient aufrichtigen Dank.

*Eberhard Bethge, Dietrich Bonhoeffer. Theologe, Christ, Zeitgenosse. München: Christian Kaiser Verlag 1967, 1128 S., Ln., DM 46,00. E. Monnerjahn*

**GLEICHSAM ALS NEBEN- ODER GEGENERSCHENUNG** der modernen liberalen Lebensauffassung des heutigen Menschen erhebt sich vernehmlich der Ruf nach einer allgemeinen sexuellen Aufklärung in unseren Familien, Schulen, Jugendgruppen und Internaten. Neben dem berechtigten Anliegen äußert sich dabei häufig aber auch eine rein naturalistische Betrachtungsweise und will die Sexualpädagogik als ein Fach unter vielen verstanden wissen. Gerade in dieser Frage huldigt man leicht dem alten, aber immer noch unverwüstlich herrschenden sokratischen Irrtum, der da besagt, daß derjenige, der die Tugend kenne, sie auch übe.

Im Herder-Verlag ist nun eine Sexualpädagogik der Volksschule erschienen, herausgegeben vom Willmann-Institut, die allein schon deswegen besondere Bedeutung verdient, weil sie gegenüber so manchen Veröffentlichungen zum gleichen Thema den Menschen in seiner Ganzheit betrachtet. Die acht Mitarbeiter sehen die Sexualerziehung nicht isoliert, sondern eingebettet in die Struktur des Menschen.

Im ersten Teil, der die allgemeinen Grundlagen aufzeigt, werden erfreulicherweise die

Erkenntnisse der neueren Psychologie, insbesondere der Psychoanalyse von Sigmund Freud, verarbeitet und manche früher als unumstößlich geltende Ansichten revidiert bzw. erweitert.

Im zweiten Teil kommt die Praxis der Sexualerziehung in der Volksschule zu Wort, gegliedert nach Grundstufe, Oberstufe für Jungen und Oberstufe für Mädchen. Gerade dieser Abschnitt ist für jeden Erzieher, den berufenen und den beauftragten, äußerst lesenswert, weil er eine Fülle konkreter Beispiele bietet. Bemerkenswert, daß darin auch die Forderung einer sinnvollen „Geschlechtsaskese“ erhoben wird. In diesem zweiten Abschnitt ist ein Wort angeführt, das besonders unterstrichen werden sollte: „Das Programm der Weihe an Maria ist eine katholische Antwort auf eine Problematik unserer Zeit“ (zitiert nach H. Pfeil: „Die Menschheit in der Krise“, Aschaffenburg, 1963, S. 123).

Beiträge aus der Sicht des katholischen und evangelischen Theologen führen das Problem der Aufklärung auf eine höhere Ebene und geben ihm eine Sinndeutung aus der Übernatur. Begrüßenswert ist die (u. W. erstmalige) Veröffentlichung aller bisher vorliegen-

den gesetzlichen Grundlagen, Erlasse und Stellungnahmen zur Frage der Geschlechterziehung. Das ausgezeichnete Sachverzeichnis weist allerdings auf das fehlende Namenverzeichnis hin, ein Mangel, der leicht abzustellen wäre.

Alles in allem bietet dieses Werk eine wirk-same Hilfe in einer besonders schwierigen

erzieherischen Frage und hält eine Fülle von Anregungen bereit für jeden, der sich mit dem Problem des menschlichen Werdens und Reifens zu befassen hat.

*Sexualpädagogik in der Volksschule. Herausgegeben vom Willmann-Institut, Freiburg i. Br.: Verlag Herder 1967, Ln., 429 S., DM 30,00.*

Josef Jochum

DIE FRAGE NACH DER ARMUT IN DER Kirche und der Armut der Kirche ist im Zusammenhang mit dem Konzil vernehmlicher und dringlicher gestellt worden. Auf dem Konzil war es u. a. der Erzbischof von Bologna, Kardinal Lercaro, der sie nachdrücklich erhob. Von den Konzilstheologen schrieb der französische Dominikaner Yves Congar seinen Traktat „Für eine dienende und arme Kirche“. Einen Beitrag eigener Art, erwachsen aus seiner Praxis, leistet der aus den Vereinigten Staaten gebürtige und dem Klerus der Diözese Pusan/Korea zugehörige Pfarrer Aloysius Schwartz mit seinem Buch „Armenpfarrer in Korea“ (Titel des amerikanischen Originals: „The Starved and the Silent“). Schwartz hat sich bereits als Theologiestudent ganz für die Armut und ein Leben im Dienste der Armen entschieden. Er verließ deshalb das Seminar von Maryknoll, weil die Gemeinschaft ihm zu reich schien, und kam über eine Zwischenstation in Belgien nach Pusan, der größten Hafenstadt Südkoreas. Von seinen Erlebnissen dort in den Jahren 1957 — 1964 und das heißt: von der unvorstellbaren Armut der weitaus meisten Bewohner dieser Stadt, berichtet der erste (größere)

Teil des Buches, während der zweite Teil ein leidenschaftliches Plädoyer für die Wertschätzung der Armut und der Armen gemäß dem Evangelium ist. Wie der Autor die Dinge sieht, erkennt man an erstaunlichen Sätzen wie diesen: „So paradox es klingen mag — das unum necessarium, das einzig Wesentliche für die Kirche in Korea ist — Armut: Armut, wie Christus sie gelebt und gelehrt hat... Wenn die Kirche in Korea diese kostbare Perle noch rechtzeitig entdeckt, wenn sie ihr Geld und Gut, ihr Prestige, ihren äußeren Glanz opfert, um sie zu kaufen, ist die Aussicht für die Zukunft günstig. Wenn nicht — ist alles dunkel“ (S. 60). Das Buch geht Priester wie Laien an. Es ist verständlich und flüssig geschrieben und vermag zu einer Gewissenerforschung anzuregen, die tief in die Seele greift. Wer sich von der Notwendigkeit der Fortführung von Aktionen wie „Adveniat“ und „Misereor“ überzeugen möchte, sollte das Buch lesen.

*Aloysius Schwartz, Armenpfarrer in Korea. Aus dem Englischen übersetzt von Lotte von Schaukal, Freiburg i. Br.: Verlag Herder 1967, Ln., 213 S., DM 17,80.*

E. Monnerjahn